



Berlin, den 14. Mai 1904.

Alfons Köhll.

Achtzehnhundertundsiebenzig. Berlin hat achthunderttausend Einwohner. Der Zoologische Garten liegt weit draußen vor der Stadt und nach dem Halemsee macht man Landpartien. Im Leben der preussischen Hauptstadt herrscht noch schlichter Preussenstil. Die Vinkstraße ist eine feine Gegend. An der Theaterkasse kostet der Parquetplatz höchstens einen Thaler. In guten Bürgerhäusern kommt, wenn Gäste geladen sind, mittags Kalbsbraten mit Gurkensalat, abends Rührei mit Schinken auf den Tisch. Wer echtes Bayernbier trinkt, muß schon wohlhabend sein. Der Kaufmann, dessen Frühjahrgeschäft einträglich war, schiekt Frau und Kinder nebst Küchengeräth und Bettsack im Juli nach Wiesbroh und geht selbst später vielleicht auf vierzehn Tage nach Norderney oder Harzburg. Madame strahlt, wenn der Weihnachtsmann ihr ein Seidenkleid bringt; und die Kinder zählen Sonnabend in gieriger Erregung an den Knöpfen ab, ob der nächste Mittag ihnen Apfelscharlotte oder gar Kaiser-torte bescheren wird. Der Damenschneider — er heißt noch nicht Konfektionär —, der mit Papa manchmal bei Josty, an der Schloßfreiheit, Domino spielt, war während der Weltausstellung in Paris und wird deshalb von der ganzen Familie angestaunt. Da drüben geht's zu! Sodom ist daneben ein Nest, die Mottenburg strengster Sittsamkeit. Wenn der Weltenwanderer nach dem Abendbrot zu erzählen anfängt, erröthet Mama unter dem grauen Scheitel und merkt plötzlich, daß sie vergessen hat, den Schlüssel aus der Speisekammerthür zu ziehen. Was keusche Herzen nicht entbehren können, ist natürlich auch an

der Spree zu haben; bleibt meist aber im Dunkel. Schon sind Tingtangel entstanden, halbnaakte Huldbinnen, die der gebildete Berliner Chansonnetten nennt, ahmen in Tarlatanfähnchen gallischer Frechheit nach und in Ventes Orpheum, dem Hauptquartier höllischer Berruchtheit, sind fette Schenkel im Debardeurtricot zu sehen. Noble Mädchen! Freilich nichts für den Mittelstand. Um Eine von der Sorte für sich zu haben, muß man wohl achtzig bis hundert Thaler im Monat spendiren; und ist auch dann noch nicht sicher, daß sie auskommt und man nicht eines schönen Nachmittags einen Compagnon im Schlafzimmer entdeckt. Kleine Verkäuferinnen, Näherinnen, Plätterinnen sind billiger und zuverlässiger; und das Bischen Schminke und Flitter thut's schließlich nicht. Der Bürger, der eben erst Bourgeois zu werden beginnt, haust einfach und giebt auch für Galanteriewaare nicht mehr aus, als die Einkommensziffer erlaubt. Berlin lebt noch nicht über seine Verhältnisse.

In diesem Berlin war Herr Röhl eine bekannte Persönlichkeit. Die Firma E. H. Röhl, die damals schon ungefähr siebenzig Jahre bestand, hatte für Knöpfe und Borten beinahe ein Monopol und der Inhaber den Ruf eines tüchtigen Kaufmannes, der sich den Heckmann und Simon, Heese und Israel vergleichen durfte. Solid und doch nicht schwerfällig; reell und dabei behend genug, um sich der wechselnden Konjunktur stets zu rechter Zeit anzupassen. Kein Kostverächter und Tugendbold; noch als Greis äugte er nach jeder sauberen Schürze. Aber im Geschäft stand er seinen Mann; unermüdetlich auf dem Posten, streng, doch nach bestem Wissen gerecht und von keinem Piffikus zu narren. Als zuerst die Ramschbazare und später die Waarenhäuser aufstamen, schloß er sein Detailgeschäft und beschränkte sich auf die Fabrikation. Trotzdem die Konkurrenz wuchs, die Schleuderpreiswirthschaft zunahm und die Herrenmode die Borten verbannte, erwarb er ein großes Vermögen; und trotzdem der Geschlechtsneid lieber Nachbarschaft ihm jeden vom schmalen Weg der Ehepflicht seitab führenden Schritt sorgsam nachgerechnet hatte, war er als Kaufmann und Mensch so geachtet, daß er seine Töchter Offizieren verheirathen konnte. Das höchste Ziel preussischen Bürgerstrebens war also erreicht. Aus dem Jungen sollte freilich nichts Rechtes geworden sein. Einerlei; die Mädchen saßen im Glanz und der alte Röhl, der auf zehn bis zwölf Millionen Mark geschätzt wurde, konnte sich im schlimmsten Fall auch den unbequemen Luxus eines verdorbenen Frischtchens bezahlen.

Aus dem Jungen, dem pechschwarzen Alfons, war wirklich nichts Rechtes geworden. Ein slinker Kopf, für die Kniffe und Pisse modernsten Handels gut ausgestattet, aber ein leichtes Tuch, das immer nach oben hin-

aus flatterte. Er mag verzärtelt worden sein und früh gemerkt haben, daß der Herr Papa in puncto ehrbaren Wandels nicht allzu laut aufstrumpfen durfte. Steinnußknöpfe machen und mit Schneidern die Wege besinnen, auf denen die Borten wieder in die Mode zu bringen wären? Damit jeder Jobber in Karlsruhst und bei Schaurté mit dem Finger auf den Knopfmacher weist? Pfui Teibel! Das ging früher, geht jetzt nicht mehr. Der Alte läuft hoffentlich noch eine hübsche Strecke; also muß man Geld verdienen. Erstens ober auf eigene Faust, nicht unter Papas Fuchtel; und zweitens solls doch ein Bischen aparter sein. Machen wir. Wollen dem Alten schon imponiren. Der sah selbst bald ein, daß Alfons nicht in das Knopfgeschäft passe, und übergab, als er müde ward, die Fabrik seinem Schwager, Herrn Eugen Viskner, der sich einen Freund assoziirte. Die neuen Herren verstanden ihre Sache, der Umsatz stieg und der Alte war zufrieden. Weniger wohl mit der Leistung des Sohnes, der eine Chemische Fabrik gegründet und, unter Tamtamedröhu, Alldeutschland mit dem Kosmin und mit einer Wunder wirkenden Seife beglückt hatte. Nichts für einen Kaufmann alten Stiles. Aber was sollte man machen? Immerhin noch besser als Mühsiggang; und der Junge sagt ja, daß ein anständiger Posten Geld dabei herauskommt. Wenn er die Mundwasserlieferung für vornehmer hält als die Bortenfabrikation und sich lieber Seifenfrüzen als Knopfmacher nennen läßt, mag er nach seiner Fassung selig werden. Und selig schien er. Sein eigener Herr. Für die Naiven ein Stückchen Erfinder und Hexenmeister. Wenn er Lust bekam, Slobetrotter. Und stets irgend ein feines Mädchen neben sich. Kann ein Herz mehr begehren, das auf dem Drehbock eines Lehrlings in der Kronenstraße die ersten Triebe gefühlt hat?

Ja. Ein Swell sein, ist schön; doch den Gipfel der Wonne erklettert der Geschniegelte erst, wenn er ein berühmtes Mädchen hat. Eine, die Jeder kennt. Eine vom Theater, die richtige Rollen spielt, „ein Haus zu machen“ versteht, als Modemuster genannt und in den Zeitungen gelobt wird. Das gehört zur Lebemannlichkeit. Auch im neuen Berlin sind aber solche Weiber noch selten; was über zehn Mark kostet und nicht getragene Strümpfe ins Korset steckt, um eine Busenlinie zu heucheln, heißt hier Cocotte. Selbst beim Theater bringen von Allen, denen die Spielerei nur Mittel zum Zweck des Männerfanges ist, nur Wenige es zur Meisterschaft. Das größte Vorbild, Fräulein Jenny Groß, ist unter lautem Wehklagen des Preshgesindes eben ins Grab gebettet worden. Die kluge ungarische Jüdin verstand das Metier. Nicht ein Fänkchen schauspielerischen Talentes. In ihren besten Rollen wie eine Wachs puppe, die eingelernte Neben herplappert und, wenn die rechte Schnur gezogen wird,

weint oder lächelt. Ein Genie aber in der Kunst, den Frauenreiz zur Abbildung des Lebens auszunützen. Nie eine sinnliche Leidenschaft, die das Budget schmälern könnte; kein Seitensprung, kein *béguin*; immer korrekt und kühl. Sie hatte sich früh gesagt: Du mußt die kostbarsten Brillanten haben und mit Deinem Kleiderluxus Alles überstrahlen; und hat es erreicht. Man kannte die häßlichen Greise, die anfangs all diese Pracht bezahlten, und ließ sich dennoch blenden. Das verkünstelte Bierpüppchen, das keinen gesunden Ton in der Kehle hatte, durfte urwüchsige Derbheit spielen und wurde von gefälligen Kritikern dann heißer gelobt als die unersehte Meisterin Hedwig Niemann. Auch die talentloseste Spielerin muß schließlich Bretterroutine erwerben, wenn sie Jahrzehnte lang nur in den dankbarsten Rollen auftritt. Und solche Rollen wußte sich die Groß zu sichern: sie kaufte, als Großkapitalistin im Bühnenreich, einfach die Stücke, die ihr Erfolg verhießen, und gewährte das Aufführungsrecht nur dem Theater, das bereit war, Jenny als Stern am Weinwandhimmel glänzen zu lassen. Dann ging sie nach Paris oder Wien, guckte der *Méjane*, der *Schratt* die Effekte ab, bestellte bei *Baquin* oder *Drecolt* die theuersten Kleider, pugte sich mit den glitzernden Märchenschätzen aus Tausendundeine Nacht: und wurde wie eine richtige Schauspielerin behandelt. Gage war ihr Nebensache. Sie spielte auch ohne Entgelt, trug die Kosten der Ausstattung und hätte, um star bleiben zu können, dem Direktor noch zugewöhnt. Die Hauptsache war, daß sie nicht vergessen wurde, nicht eine Woche lang. Das ist nicht ganz leicht. Man muß mit der Presse gut stehen; manche Journalisten wollen zum Essen eingeladen und zur Weihnacht beschenkt sein, andere wollen nur Komplimente hören und wieder andere schmelzen in Entzückung dahin, wenn eine hübsche, gut riechende Frau sich vor ihnen niedlich macht und girrt: „Ach, Herr Doktor, vor Ihnen habe ich immer so furchtbare Angst!“ Man darf auch unter dem Coulißenvolk keinen halbwegs mächtigen Feind haben, muß freigiebig, wohlthätig sein und sich jede neu auftauchende Schönheit verbünden. Und muß dafür sorgen, daß, wenn man auf die Bühne oder in die Loge tritt, im ganzen Saal nirgends reicherer Schmuck und Putz zu erblicken ist. Die Groß wußte, wies gemacht wird. Als sie jung war, hatte sie Greise, als sie alt wurde, junge Männer; und die Tributsumme wuchs von Jahr zu Jahr. Längst zwar schon war die gefchnürte Modepuppe so krank, daß sie nicht einmal dürstende Sinne berauschen konnte. Aber sie hatte die große Routine, verstand sich auf die Kunst, Hohlköpfen die Zeit zu kürzen, und zögerte nie, ihren Freunden jüngere und hübschere Mädchen an die Tafel zu laden. Sie brauchte nicht zu zittern. Millionäre suchen nicht Taumel, sondern Amusement, und bezahlten nicht ihren

Leib, sondern den Nimbus ihres Namens. Die? Schön ist sie ja nicht mehr; hat aber einen Herzog gehabt, ein Vermögen gemacht und ist noch immer das Theuerste, was es in Berlin giebt. Dabei eine Gastspielerin von Ruf. Hast Du nicht gelesen, was erst gestern wieder über sie in der Zeitung stand? Wird in Kennberichten, Ballglossen und Modeplaudereien stets als die eleganteste Frau erwähnt. Wer auf sich hält, muß sich mit solcher Erinnerung weihen. So kam die Groß zu Gewinn und ward gesegnet. Zwanzig Jahre lang war sie eine „Sehenswürdigkeit“, war die Dame mit dem werthvollsten Brillantschmuck. Und an ihrer Bahre gabs ein Geschwäg und Geichluchz, als sei der hohen, der himmlischen Göttin ein herrliches Kind, eine Hoffnung gestorben. Das war ekelhaft. Nicht, weil die also Bejammerte vom Pfade frommer Sexualsittte gewichen war, die den Frauen den Verkauf des Leibes nur unter legitimen Formen erlaubt, sondern, weil solches abscheuliche Muster Nach-eiferung wecken muß. Ist nicht Schande genug, daß diese in Eisen gepresste, bebänderte und mit Demant aufgeschirrte Unfähigkeit, die nur der Barbarengeschmack ohne heftiges Mißgefühl in einem leidlichen Stück sehen konnte, so lange, unter freundwilliger Mitwirkung feiler oder dummer Schreiber, begabte Mädchen von den Brettern zu drängen vermochte? Muß man auch nach ihrem Tode noch, der das berliner Theater endlich von einem Erzfeind befreit, von ihr reden, als sei sie eine Künstlerin gewesen, habe sie auch nur in dem dunkelsten Winkel irgend einer Kunstprovinz gewirkt? Dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn der Nachwuchs sich das unprofitliche Gefühl, die Seele früh abgewöhnt und dafür die Künste zu lernen sucht, die der Lebenden Hunderttausende einbringen und der Toten noch mit rühmlichen Nekrologen vergolten werden.

Von dieser Jenny hat der Kosminmann vielleicht geträumt; doch sie war seit manchem Jahr in festen Händen, auf mindestens ein Millionchen taxirt und dem kleinen Herrn Alfons Röhl unerreikbaar. Aber er fand Ersatz. Aus unscheinbareren Verhältnissen kam er in die Gunst der Schwankfoubrette Rita Leon. Von der Klasse, vom Schlag der Groß. Mehr Fleisch, auch etwas mehr Temperament; weniger Fleiß, viel geringere Strebbarkeit. Ein orientalisches dickes Mädchen ohne Grazie, ohne Humor; keine Schauspielerin, nur eine Luxusdame; von vielen Kritikern aber als ein Sprudeltaalent gehubelt. Erst in ihren Armen wurde Alfons zum rechten Lebemann. Welche Bonne, ringsum flüstern zu hören: Die wird von Röhl junior ausgehalten! Als seine Rita, der die Glanzrolle der Dame de chez Maxim zugefallen war, an der Börse den Spitznamen der „Dame von Kosmin“ erhielt, mag sein Wähnen die höchste Sprosse der Seligkeit erklimmen haben. Ueberall zu sehen. Immer

vornan. Liebe? Ein großes Wort. Zunächst wohl nur geschmeichelte Eitelkeit; das Hochgefühl: Ich kann mirs leisten! Das kitzelt den Nervenstrang solcher blasirten Alfonso. In jeder Fabrik, an jeder Straßenecke fast sind hübschere, frischere Mädchen zu finden. Die kennt aber Keiner. Mit Denen kann man nicht Staat machen. Die geben dem Besitzer keinen erhöhten Rang, klassiren ihn nicht als Mann von vielen Graden. Stärker als Jugend, Anmuth, Gliederpracht wirkt auf Leute dieses Kalibers die Gewißheit, daß hinter ihrem Rücken getuschelt wird: Der hat die Leon! Die bei Lautenburg die Mädchen mit den drei Thüren spielt. Billig war die Geschichte ja nicht. Doch der Alte hat einen mächtigen Haufen Geld zusammengeschlagen, das Rosmin und die Götterseife bringen auch eine erkleckliche Rente, — und das gute Kind will sein Leben genießen.

Das gute Kind genoß sein Leben. Im „Weltspiegel“, einer der „Woche“ nachgepfuschten illustrierten Beilage zum Berliner Tageblatt, die solchen Damen eine zum Speien widrige Reklame macht, hat Fräulein Leon in diesen Wai-tagen, deren Standalheldin sie war, das Bild ihres Wesens gezeigt. So ungefähr die letzte Idealistin des Erdkreises. „Ich bin Schauspielerin mit Leib und Seele; daher meine Lieblingbeschäftigung ersten Grades das Studium einer neuen Rolle“. Prachtvoll. Das hat in fünf oder sechs pariser Sexualpoffen parfümirte Huren gemimt und redet nun wie eine Rachel oder Wolter. „Aus ehrlichster, innigster Begeisterung singe ich Wagner; sämmtliche Opern und sämmtliche Partien. Thierdressur und Billardspiel sind meine stärksten Schwächen. Einen japanischen Hund, einen Sky-Terrier, und einen mexikanischen Affen habe ich mit großer Mühe zu nützlichen Mitgliedern der thierischen Gesellschaft herangezogen und belustige mich gern über die Beiden. Karambol hingegen betreibe ich auf seriöse Weise. (Soll leider noch nicht heißen, daß Serie gespielt wird.) Auch seh' ich Bekannte und Freunde gern bei mir auf gemüthliche Weise, vergnügliche Damen und lustige Herrn: ich liebe nicht eckige Kreise.“ Und so weiter im neckischen Stil einer Kellnerin, die mit Weinreisenden zu thun gehabt hat; der Redakteur Fritz Engel, den Herr Woffe über Goethe, Hebbel, Ibsen schreiben läßt, nennt's den „rechten, festen Soubrettenstil.“ Leider verschwieg die vor den blinden Weltspiegel geladene Holde ihre Hauptbeschäftigung. Rollen „studiren“, Hunde dressiren, Wagner singen, Billard spielen: dabei, dafür kann man nicht Hunderttausende ausgeben. Und Ritachen gab Hunderttausende aus, im Lauf weniger Jahre Millionen; und so sichtbar war ihre Verschwendung, daß die Leute sagten, solchen unsinnigen Luxus könne kein Einzelner, könne nur ein Konsortium bezahlen. Die Leute irrten: Rita war treu wie Gold und Alfonso trug die Kosten allein. Das

gute Kind war ja so weltfremd, hatte, trotz den in Monte Carlo durchschmarugten Kurven, so gar keinen Sinn für den Werth des Geldes! Daß sie auf ihrem süßen Leib und in dem Nest zärtlicher Liebe nur das Theuerste duldet, war ganz in der Ordnung; aber sie beschenkte auch Jeden und schüttelte sich vor Lachen, wenn sie einen Tagemeterkutscher mit einem Hundertmarkschein abgelohnt hatte. Alfons erbt mindestens drei Millionen; und wenns mal an Bargeld fehlt, wird das Dienstmädchen angepumpt. Eine echte Künstlernatur. Genies sind eben keine Pfennigfuchser. Und wer mit Jennys Großmacht konkurriren will, darf die braunen Lappen nicht wie Reliquien schonen.

Allmählich ging dem Pechschwarzen aber der Athem aus. Der alte Röhl hatte seufzend schon Riesensummen bezahlt und war einstweilen nicht mehr anzubohren. Sollte Alfons dem Liebchen etwa den Verzicht auf das Bischen harmloser Lebensfreude zumuthen? Unmöglich. Noch hat Berlin würdige Männer, die einem Erben Kredit geben, wenn er einen Wechsel über das Zwei- bis Vierfache des Betrages ausstellt, der ihm eingehändigt wird, und obendrein vielleicht noch faule Lose, schlechten Wein oder anderen Trödel in den Kauf nimmt. Die müssen, Parisers Majestät an der Spitze, nun dran; werden aber auch bald mißtrauisch. Schließlich hat dem weißen Volatious Röhl Niemand in den Arnheim geguckt; wenn Gott den Schaden bestiebt, bleibt am Ende gar nicht so viel. Die Firma ist für jeden Betrag gut; ja, wenn der junge Herr die Firma zeichnen könnte . . . Eines Tages kommt Alfons in die Kronenstraße. Er könne den Gram des Alten nicht länger mit ansehen und wolle, um ihm den Herzenswunsch zu erfüllen, wieder in die Knopffabrik eintreten; als Theilhaber natürlich. Herr Vishner, der den Leichtsinns des Neffen kennt, hat sehr ernste Bedenken; aber der Wunsch des Alten, dem er, als seinem Pflegevater, Dank und Ehrfurcht schuldet, ist ihm Befehl. Alfons Röhl wird als Mitinhaber ins Handelsregister eingetragen. Um sicher zu gehen, verpflichten die älteren den jungen Herrn in einem Privatvertrag, sich keine geschäftliche Entscheidung anzumassen und nie im Namen der Firma zu zeichnen. Das kann nur insgeheim abgemacht werden; denn ein öffentlich dem Sohn ausgesprochenes Mißtrauen würde den Vater kränken. Alle sind mit der neuen Ordnung der Dinge zufrieden. Der Alte freut sich, daß sein Fröchtchen doch nicht ganz verdarb und sein Name im Geschäft bleibt. Die Fabrikbesitzer haben den leichtsinnigen Lebemann unschädlich gemacht und können mit der Möglichkeit rechnen, daß ihm eines Tages etwas Nützliches einfallen wird. Alfons kann den Gläubigern mit gutem Gewissen sagen, daß er Mitinhaber der Firma C. F. Röhl ist, und mit dieser Bethenerung seinen Kredit stärken. Und Nitachen kann in ungestörtem Behagen das Leben genießen.

Da stirbt der Alte; und der Tag der Testamentseröffnung bringt zwei Ueberraschungen. Erstens ist das hinterlassene Vermögen beim heutigen Werthpapierstand nur auf sechs Millionen zu beziffern; und zweitens — und deshalb — hat Alfons aus der Masse nichts mehr zu fordern. Die Schwestern und Schwäger trösten ihn: er soll nicht ganz unbedacht bleiben. Eine für Bürgerbegriffe sehr stattliche Summe, auf die er nicht den geringsten Anspruch hat, wird ihm ausgezahlt. Für Bürgerbegriffe, nicht für Ritas „fischen Sou-brettenstil“. Ein Tropfen, der auf einem heißen Stein in Sekunden verdampft. Die Schuldenlast ist nicht weiterzuschleppen. Schon ist das Gerücht durchgesickert, daß der alte Röhl nicht so viel, wie erwartet war, hinterlassen hat. Die Gläubiger werden ungeduldig. Noch lächelt der Pechschwarze stolz, markirt noch den viveur großen Stiles und wirft mit Geschenken um sich. Fräulein Leon ist verreist. Von der Kunstcampagne des Winters furchtbar angegriffen. Zur Erholung in Monte, das arme Kind. Wenn sie nur erst zurück wäre! Man ist so gräßlich verwöhnt und weiß gar nicht, was man mit seinen Abenden anfangen soll; weiß es bis zum drittletzten Apriltag nicht. Dann verschwindet Herr Alfons; bald enteilt auch seine Rita der schon allzu heißen Riviera und von Beiden ward seitdem nichts mehr gesehen. Und nun kommt es heraus: Röhl hat für Wechsel im Mindestbetrag einer Million die Firma engagirt. Keiner konnte es ahnen. Keiner kann helfen. Auch die Schwestern und Schwäger nicht, die zu jedem möglichen Opfer bereit, aber nicht berechtigt sind, das Vermögen ihrer Kinder hinzugeben. Der Privatvertrag löst die Firma nicht von der Verbindlichkeit. Das hundert Jahre alte, solide, geachtete, gut geleitete Haus steht vor der Schmach des Konkurses, weil ein lächerliches Herrchen im Arm eines gierigen Theatermädchens zum Verbrecher geworden ist.

Das ist der neueste Skandal; und eine alte Geschichte, die für jede Kalendermoralpredigt zu brauchen wäre. Ob Herr Alfons sich nun in einen Monsieur Alphonse wandeln wird, ist nicht der Rede werth; nur, was bis zum Mai 1904 geschah. Das ist lustig und lehrreich. In der Kronenstraße, der Thaerstraße schwiigen die Knopfarbeiter, plagen sich die Industrieherrn, damit Fräulein Leon das Leben genießen kann. Und weil sie es genießen kann, wird sie, die im groben Wollkleidchen von jeder Bühnenspforte gewiesen würde, von den zum Spruch berufenen Richtern rasch in den Rang der Künstlerinnen erhöht. Wenn sie wiederkehrt, wird sie Jennys Erbin werden; und wenn sie, reich an Schätzen und Ruhm, dann stirbt, folgen die Biedernden deutscher Literatur ihrem Sarg.



Liliencron.

Heinrich Heine, der blonde Jude, der in Altona in seiner Sünden Blüthe seine ersten Lieder schrieb und im Park der Tante Lene sehr gefühlvoll und sehr platonisch die übliche Cousine Liebe, hat später von Altona mit bösem Lächeln gesagt, es sei „auch eine schöne Gegend“. Die Stadt mag vor hundert Jahren noch mehr den Charakter eines großen Vorortes von Hamburg gehabt haben als heute. Ein strebsamer, ehrgeiziger Geist ist ihr nicht abzusprechen. Von Kunst und Kunstsinne ist heute in Altona eben so wenig zu verspüren wie einst: ein Merkmal, um das sämmtliche preussische Provinzstädte zu rivalisiren scheinen. Wohl tänzelte vor hundert und mehr Jahren durch die Gassen Altonas mit Zabor, Spitzenmanchetten und Kavallerieorden der Freiherr von Hagedorn — zwei Zeilen aus seinen Gedichten leben noch: „Genießt der Jüngling ein Vergnügen, so sei er dankbar und verschwiegen“ —; wohl lebten hier lange die beiden Brüder Grafen Stolberg und ihr Name steht heute noch in Ehren; wohl wohnte hier Jahrzehnte lang, verkannt und sehr gering, der gute, treuerzige Mathias Claudius, und so lange am Rhein Reben wachsen, werden wir ihn lieben. Auch Gerstenberg, den Ugolinodichter, wollen wir nicht ganz vergessen. Auf dem Kirchhof in Ottsen, unter den Linden, die Dichter und Dichterlinge vergessener Tage heilig gesprochen haben, ruht Klopstock, der Ruhm eines halben Jahrhunderts. Auf dem Grabmal ist zu lesen: „Deutsche, nahet in Ehrfurcht dem Grabe Eurrs größten Dichters“ . . . Unsere Zeit ist sehr vergesslich. Die regsame preussische Industriestadt weiß von ihrem größten Dichter eben so wenig zu erzählen wie andere Städte. Die Dampfpfeifen und Sirenen der Packetschiffdampfer haben längst die seraphischen Töne der Leier des Barboten zum Schweigen gebracht.

In Altona verlebte die stärksten Jahre seines Künstlerlebens der Dichter Detlev von Liliencron. Auch ihm blieb die Stadt fremd, wie er ihr fremd blieb. Die Wenigsten wußten von der Existenz des Dichters, ganz Wenige kannten ihn. Abenteuerliche Geschichten über ihn, die in den Salons der Großkaufleute umliefen, verbreiteten um ihn einen nicht gerade erfreulichen Nimbus. Und unter den zweihunderttausend Einwohnern der Stadt mögen noch heute nicht sechs zu zählen sein, die wissen, daß die Stadt lange über ein Jahrzehnt den größten deutschen Lyriker unserer Zeit beherbergt hat.

Vor jetzt siebenzig Jahren besuchte das Gymnasium zu Altona ein Schüler, der Theodor Rommsen hieß. Er hatte als Primaner einen Aufsatz zu schreiben „Ueber das Wesen des Genies.“ Dieser Aufsatz ist erhalten. Die Arbeit wipfelt in der Erkenntniß: „Das Genie ist ein nothwendiges Uebel.“ Nicht in Altona allein habe ich viele Leute gekannt, die Liliencron

gegenüber unbewußt diese Primanerweisheit beherzigten. Nur schade, daß die meisten dieser Leute von der Nothwendigkeit dieses Uebels doch nicht so ganz überzeugt sind.

Ich will versuchen, ein Bild von Liliencron zu geben, wie ich ihn kenne.

Vor einem Haus der Palmaille in Altona hält ein Schimmelviererzug. In ganz Schleswig-Holstein giebt es kein schöneres Gefährt. Voran ein Spizenreiter, auch auf einem Schimmel. Der Sattel hat rothe Schabracken, der Spizenreiter ist ein Reger und heißt Vimbo. Vimbo ist der Freund der Straßenjugend, die in der Palmaille Spalier steht. Aus dem bescheidenen Haus, vor dem der Wagen hält, tritt rasch eine untersetzte, stämmige Figur, ein Landedelmann im besten Mannesalter mit wehendem Schnurrbart und gerötheten Wangen, in Jagdjoppe, hohen Stiefeln und dem Lodenhut mit der Sperberfeder. Rasch streift er die Handschuhe auf, rasch springt er auf den Kutschbock, rasch sitzt der Diener hinten auf. Ein leises Schnalzen. Die edlen Pferde tänzeln durch die Palmaille der Flottbeker Chauffee zu, vorüber an dem — wie überall — nicht sehr schönen Kriegerdenkmal, vorüber an dem beschatteten Grabe Klopstocks, vorüber an den reichen Stammsitzen der hamburger Großkaufleute. Die Flottbeker Chauffee ist die schönste Straße Deutschlands. Beim Park Salomons Heine verbreitert sich der Weg. Die Schimmel greifen aus. Drüben glitzern im Sonnenbrand die reichen Villen Othmarschens. Einen Augenblick rollt das Gefährt langsamer. „Und sie hieß Fite, kleines süßes Thier.“ Bewacht von zwei hohen Cypressen, grüßt die Böcklinvilla, wo Jemand mit dem linken Ellbogen kämpfen lernte. Linker Hand das Parkhotel. Mit Dichtern ist man dort gut zu Mittag. Vorüber. Das Land wird frei, die Schimmel saufen. Das graue, schöne, vom Meer umschlungene, von Röhren umflatterte Schleswig-Holstein öffnet stumm die Pforten seiner Einsamkeit. Die Rohrdommel tönt, die Haide blüht, auf den Gerstewiesen grasen buntschneidige Heerden. Tiefer ins Land jagen die Schimmel. Niedersächsische Bauernhäuser mit Strohdächern, schinkenrothen Ziegelwänden und grünen Querbalken stehen unter dem Wipfelboom hundertjähriger Linden. Das sepiabraune Ackerland ist von breiten Gräben durchzogen, in denen sich die Wolken sammt dem blauen Himmel spiegeln. Die Marsch hat begonnen. Und nun: mit einer raschen, geschickten Kurve biegt der Wagen in eine langgestreckte Buchenallee ein und ein kleines Jagdschloß wird sichtbar. Die Schimmel stehen wie aus Erz gegossen vor der Freitreppe. Bertouche, der Kammerdiener, reißt die Flügelthüren auf. Der Freiherr tritt ein, die Flügelthüren schließen sich. Poggfred liegt ernst und einsam mit verschlossenen Thüren und versperrten Fenstern: Ich will allein sein. Lat mi tofreden.

Nur wenige Menschen haben das Glück gehabt, in Poggfred zu Gast

zu sein. Aber wenn diese Menschen einmal von ihren schönsten Erinnerungen zu ihren Enkeln sprechen werden, so werden sie von Poggstedt erzählen.

In der Königstraße zu Altona liegt ein kleines, verstecktes Restaurant; wenige Gäste verkehren dort. Im Hinterzimmer haben die Tische weiße Decken; der Kellner Karl bringt gutes Pilsener Bier und, wenn der Wind aus Nord-nordwest weht, allerbesten Grog. Gegen zehn Uhr abends tritt dort nicht allzu selten ein kleiner, wohlbeleibter Herr im grauen Wintermantel ein. Er hat Etwas vom Wilden Jäger an sich und hellhörige Leute hören ihn schon lange, bevor er eingetreten ist. Sein „Guten Abend!“ hallt durch die Zimmer. Der Wirth springt auf und verneigt sich sehr höflich. Karl, der Kellner, lacht vor Freude über das ganze Gesicht. „Für den Herrn Baron gehe ich jeden Tag, wenns sein soll, durchs Feuer“, sagte er mal.

Der Herr Baron setzt sich zu zwei, drei Freunden, die seiner gewartet haben. Er erzählt. Die Stimme ist hell, markant, militärisch geschult. Die Worte kurz und knapp.

Er dichtet an einem neuen Poggstedtlaus. Er hat jetzt auch den Namen für die schöne Klosterdame gefunden, die der italienische Maler, den Titian nach Holstein schickt, verführt. Heilweg Bohnsfeisch soll sie heißen. Er hat gestern auf dem Außendeich in Pellworm Studien über die Hohllebbe gemacht; diese Studien will er für den Dantekantus benutzen. Zwei lyrische Dichter haben leider heute wieder bei ihm vorgesprochen; namens Tutelitus und Piepliep. Und dann die Briefe. Wenn die Leute wenigstens Porto beilegen wollten! Die Hälfte seiner guten Stunden geht mit Brieffschreiben verloren. Schrecklich. Fünf Redaktionen haben ihm heute Gedichte zurückgeschickt. Nichts zu machen. „Angst haben die Kerls, meine Verse zu drucken, Angst. Das ist das Ganze.“ Er hat ein schönes blondes Kindchen gesehen, das taubstumm war. Vor den Klopstocklinden stand eine schöne junge Dame; wie aus einem Bilde von Gainsborough herausgeschnitten. Das Wetter ist jetzt so über alle Maßen herrlich. Genießt, genießt doch, Ihr jungen Leute, Ihr Lieutenants und Studenten und Doktoren, genießt, so lange Ihr jung seid! Wie ich dichte? Ich dichte so meinen Stichel weg. Ich kann Stunden lang über einem Wort sitzen. Und es muß gutes und reines Deutsch sein. Ein einziges Buch liegt seit Jahr und Tag auf meinem Schreibtisch: der Wustmann. Das Buch kann man nicht auslernen. Und vor Allem: reine Reime, hören Sie, mein Poet, reine Reime. Konzeptionen? Rein. Doch: eine. Hin und wieder eine ganz kleine diskrete Konzeption: eine Messerspiße Geibel.“

Ein blaffer junger Mensch, eine zweibeinige Hilflosigkeit, hat schon eine halbe Stunde versteckt in der Nähe gelauert. Als Liliencron gerade schweigt, schießt er auf ihn zu, verbeugt sich, stottert, reicht ein Buch: „Nur der Name,

Herr Baron!“ „Ha“, lacht Liliencron — kein Mensch auf der Welt kann dies „Ha“ so aus tiefer Brust lachen wie er —, aber er nimmt das Buch und schreibt mit seiner Liliencronhandschrift, die kraus ist wie die Zeichen der Druiden, das Wort hinein, das trotz Sudermann sein Dichtereigenthum ist: „Es lebe das Leben!“

Ich will erzählen, wie sich bei Liliencron aus einem Erlebnis ein Gedicht formt. Ich greife das Gedicht „Das Paradies“ heraus, das in seinem letzten Gedichtbuch „Bunte Beute“ steht.

Ein schönes, in der Elbmarsch gelegenes Schloß in Holstein, das Schloß eines Dichters. Liliencron und ich sind dort zu Gast. Es ist wundervollster holsteinischer Frühling, kurz vor Pfingsten. Den Tag über waren wir im Freien, im Park, auf den Marschwiesen, auf dem Außenbeich, umspielt von den schönen Kindern des Dichters, dem das Schloß gehört. Als ich mich abends zum Diner umgekleidet habe, hole ich Liliencron aus seinem Zimmer ab. Er ist noch lange nicht fertig mit seinem Frack, „diesem entsetzlichen Möbel“. Von seinem Fenster aus, jenseits vom Burggraben, hat er einen Fliederstrauch entdeckt, der überladen mit Lilablüthen prachtvoll im Wasser spiegelt. Während des Ankleidens läuft er wohl zwanzigmal zum Fenster: „Sehn Sie, sehn Sie, — sehn Sie nur!“

Spät nachts, als im Schloß schon längst alle Lichter erloschen sind und wir uns mit tausenderlei Gesprächen müde geschwätzt haben, treibt uns die mahnende Thurmuhre ins Bett. Ich schlafe den Schlaf des Gerechten. Gegen Vier wache ich auf. Jemand steht in meinem Zimmer, Jemand spricht eindringlich auf mich ein, Jemand, selber nur sehr, sehr nothdürftig bekleidet, schleppt mich aus dem Bett ans Fenster. „Sehn Sie, mein Poet, den Fliederbusch! Wie er ganz wach dasteht und wie er glücklich ist. „Kommt Alle her und seht, wie schön ich bin, seht doch, wie ich mich geschmückt habe und wie ich mich freue!“ Er sieht da wie eine Stute. . .“ Und nun folgt ein Vergleich, der nur zu Shakespeares Zeiten die Censur passiert hätte. Wir stehen am Fenster. . . Beim Frühstück erzählt die junge Gemahlin des Schloßherrn eine reizende Geschichte von ihrem vorjüngsten Töchterchen. Das Kind sei neulich zum ersten Mal in seinem Leben in die Stadt gefahren; vor der Stadt liege ein Biergarten, eine Versammlungstätte der Städter. Als der Wagen dort vorüberfuhr, habe das Kind in lautem Entzücken in die Hände geklatscht: „O le joli jardin! C'est le paradis.“ Ich sehe den Augenblick, wo diese kleine Geschichte erzählt wurde, genau: die Sonne schien in den Saal und im Schloßpark pfliff ein Pörl.

Richard Dehmel in Blankenese besitzt eine Sammlung der Bilder Liliencron's von Kindheit auf. Da ist ein rührendes Jungenbild, das die schmalen, zarten, feinen Züge eines adeligen Knaben zeigt. Ein junger, bartlos Lieutenant steht da in chevaleresker, nachdenklicher Entschlossenheit. Keine Linie, die auf robuste, bewusste Kraft deutet, aber viele Linien einer feinnerwigen aristokratischen Pose mit dem *odi profanum*-Augenausdruck. Ein anderes Bild zeigt den ernst überlegenen, durch ernste Stunden geschulten Blick des gereiften Mannes.

Ich kenne Liliencron jetzt seit neun Jahren. In diesen neun Jahren hat sich sein Gesicht — auch sein Wesen — nicht um den kleinsten Zug geändert. Ein runder, starknochiger, aber kleiner Kopf, der auf einem breiten, festen Nacken ruht. Das Haar militärisch kurz geschnitten, graublond, stichelhaarig. Die Wangen in Sommer und Winter frisch gebräunt, der Schnurbart martialisch gesträubt, ein Büschel struppig. Eine starke, ebenmäßig geformte Nase, kleine Ohren. Das ganze Gesicht rund, strögend von lebensdigster Gesundheit. Und dazu graublau, kindlich graublau, gute, treue männliche, fragende Augen.

Ich sah Liliencron auch in Uniform: der prächtige Typus des preussischen Hauptmannes.

Sein äußeres Wesen, seine Kleidung, sein Auftreten ist einfach, bewußt jeder Künstlerpose abhold. Er hat das lebhafteste Interesse für jeden beliebigen Menschen und kann mit jedem, ohne zu heucheln, mit Ernst und Interesse sprechen. Doch wäre es ihm zum Heulen schrecklich, wenn der Andere erfähre, daß er ein Dichter sei. Und wirklich lehrt erst ein schärferer Blick, welch schönes, stolzes Poetengesicht der Mann trägt. Entschlossenheit, persönlicher Muth, Offenheit, Arglosigkeit, Harmlosigkeit steht klar darin geschrieben. Neben der Entschlossenheit auch Verschlossenheit: „Den Mund halten können: Das ist die vornehmste äußere Tugend“, sagte er oft zu mir.

Drei Dinge charakterisiren für mich den Dichter Liliencron. Das Erste ist Schleswig-Holstein. Ich habe die Kunst Liliencron's von dem Augenblick an rückhaltlos bewundern und bis ins tiefste Herz lieben gelernt, seit ich Schleswig-Holstein bewundern und lieben lernte. Jedes Land schafft sich seine Menschen ähnlich: dieser Mann ist Schleswig-Holstein, ist das Spiegelbild seiner Landschaft, seiner Geschichte, seiner Kultur, seines Gefühles. Hundert Generationen gebar das Land und lehrte sie Ackerbau und Viehzucht, Kriegsföhren und Darben, offene Augen und gesunde Sinne haben, ernst sein und schweigsam werden. *Holsatia non cantat*. Die Lieder Klaus Groth's kennt in Schleswig-Holstein kaum Einer. Die Weichheit Storm's ist dem Holsteiner westenfremd. Der Typus Förn Uhl existirt, aber er ist auf eine Enklave des Landes beschränkt. Einen erkor es zum Verländer seiner Schön-

heit, Kraft und maskulinen (ich sage das Wort, um den Gegensatz zu Storm zu geben) Schwermuth: Liliencron.

Das Zweite ist der preussische Offizier. Man beachte nur, wie Liliencron eine Landschaft zeichnet: oft sieht es aus, als stehe er im Wandbergelände und nehme Croquis auf. Ehe sein Herz in dem Gedicht das rechte Wort sagt, muß er wissen, wie weit der Hügel da von seinem Standort entfernt ist, in welchem Abstand die drei Bäume auf dem Hügel von einander stehen, welchen botanischen Namen die Pflanze hat, die in der Gräben wuchert, wie hoch der Bergrücken ist, der die Fernsicht beengt; und wie oft unterbricht er sich selbst in solcher Landschaftsbilderung unwillkürlich, als alter Soldat: „Wo steht der Feind?“

Der Drill des Kasernenhofes, die militärische Erziehung, Königtum, Vaterlandliebe, Abonnement auf die Kreuzzeitung, das Draufgängertum der Soldateska, die Vorliebe für Regimentsmusik und Wachtparade, die Sorglosigkeit des Lieutenants: „heute Rath, morgen Draht“, das Entzücken an buntem Pomp, an Uniformen, an Kostümen, an großgewachsenen Menschen, die Freude an Pferden, an Rennen, Turf, Sport und Spiel, an Hurra und Waffenszenen: Spuren davon findet man in allen Gedichten Liliencron's.

Und der Gentleman Liliencron den Frauen gegenüber. Er hat sicher viele, viele Frauen geliebt. Ich weiß es nicht, denn er hat nie ein Wort darüber gesprochen oder gar geschrieben; aber sicher mehr als mancher andere „große“ Dichter unserer Tage. In keinem Gedichte Liliencron's findet man ein böses Wort über die Frauen. Sie waren ihm kein Räthsel; dafür war er zu männlich. Und er hat sie gut behandelt: deshalb behandelten auch sie ihn gut.

Seine dritte Kardinaltugend ist sein Adel: denn er hat eine Tugend daraus gemacht. Er ist stolz auf seinen Namen und er hat Recht, stolz zu sein. „Ich stamme ja nicht aus dem alten holsteinischen Adel,“ sagte er mir oft und klopfte dann auf die Adern seiner Hände: „aber hier, hier fließt, dank meiner Mutter, das Blut der Thyren und der Ahlefeld und ich treue mich über dieses Blut.“

So sind die vornehmsten Tugenden der Edelkute die Wesensart Liliencron's: Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Anständigkeit im Handeln und Denken sind verfeinert in Mitleid mit allem Schwachen, Haß gegen alle Niedertracht, vollendete Freundlichkeit gegen Jedermann; und wenn ihm eine Voreingenommenheit nachgesagt werden kann, so ist es die, leicht andere Menschen zu überschätzen.

Seine Schwächen? Ich habe hundertmal gehört, daß Liliencron auch seine „Schwächen“ habe. Ich weiß es selbst. Aber es waren stets graue Alltagsmenschen, die von diesen „Schwächen“ zu erzählen wußten. Ich meine, man soll einen solchen Mann, der in jeder Fingerspitze mehr Talent hat als fünfhundert Piersoulytiker zusammen, einen solchen Riesen, wie es Liliencron

n unserer nivellirenden Zeit ist, nicht mit dem Ellenmaß unserer armsüßigen Gesellschaftkonventionen messen. Die Primanerweisheit Rommensen ist hier wahrhaftig gerechtfertigt: „Das Genie ist ein nothwendiges Uebel.“

Das Leben hat ihn lieb gehabt. Es zeigte ihm bis ins tiefste Herz seine Heimath, es zeigte ihm Schlachtfelder voll Blut und Leichen, voll Gestank und Grauen, es zeigte ihm die Paläste der Großen und ließ ihn dann von silbernen Schüsseln essen; es zeigte ihm die hungernden Hütten der Armuth und ließ ihn dann hungern und arm sein; es führte ihn zum Schluß einem guten, geliebten Weibe zu und sicherte sein Leben. Es kam mit dem Antlig schöner Frauen und schenkte ihm manche schöne Schifferstunde; es schrieb ihm zwölftausend Liebesbriefe und unterschrieb sich heute mit dem Namen der Gräfin Delgaard Westensee und morgen mit dem Namen eines Bauernmädchens oder einer Zigeunerin. „Tausend Grüße, Küsse sendet Dir Saffina.“ Die Grüße und Küsse kommen sämmtlich in seinen Gedichten „vor“, aber sie wurden alle im Leben gegrüßt und geküßt. „Bei Andern, sagt man, soll es anders sein.“ Und das Leben kam ihm heute mit Frühlingelegie und morgen mit Entsetzen. Es warf ihn umher zwischen Kämpfen und Spielen, durch die er wie ein Nachtwandler schritt. Er war, wie er selbst sagt, „wie eine Korkboje“ auf dem hohen Meer. Das Leben wollte einen Mann haben. Er wurde einer. Freilich wurde er ein Dichter:

Wechselder Beruf.

Weit in der Ebne blinkende Trompeten,
 Husaren und Fanfaren, Sonnenlichter.
 Mir fällt die Schlacht ein, Trommeln und Trommeten,
 O Manneszeit, der Tod als Leichenschlichter,
 Die Dörfer loderten, die Flammen wehten.
 Statt Dessen steckt der „nürnberg'ger Trichter“
 Mir jezt im Schädel. Best Euch Musageten!
 Gräßlich! Ich bin ein teutscher Verschetichter!

Das Leben hatte ihn lieb: es ließ ihn arglos. Es nahm ihm nichts von seinem Kinderherzen, es gab seinem Herzen immer Neues hinzu. Alles Leid glitt von ihm ab. Kein Schatten der Verbitterung fiel über sein Herz. So ward seine Kunst ein Spiegel des Lebens selbst: ruhig, robust, brutal, unerbittlich, hart, kindlich, weich, zärtlich, naiv.

Das Leben hatte ihn lieb, und wenn es guter Laune war, so trieb es seinen Spott mit ihm: aber es war ein gutmüthiger, humorvoller, freundschaftlicher Spott. Es heuchelte pädagogische Absichten und schickte ihn nach Amerika. Es machte ein preussisch-bureaokratisches Gesicht und ernannte ihn zum königlich preussischen Beamten, zum Hardeboogt. Und das Leben und Lilientron lachten wie zwei Anguren. Und schließlich machte es seinen ge-

wagtesten Witz und ließ ihn als Tingtangel-Baron auftreten. Es war ein Augenblick, wo die Pötte in eine Tragoedie umschlagen wollte. Aber das Leben hatte ihn lieb und war auch sein Freund: wenn es gar zu wild wurde, dann streute es den getreuen Nachbarn Sand in die Augen und tuschelte ihnen vertraulich in die Ohren: „Das Genie ist ein nothwendiges Uebel.“

Nun wohnt der Sechzigjährige in seinem kleinen Altrahstätt, still und abgeschieden wie ein Einsiedler, hat Frau und Kinder, hat gute Menschen, die ihm nah sind, und die Zeiten drückender Sorge sind vorüber.

Ich hörte neulich einen anderen großen Dichter, der vierzehn Jahre älter ist als Liliencron und auch in Niedersachsen wohnt, ein herbes Wort sagen: „Ich bin es müde, vor dem Publikum auf dem Seil zu tanzen.“ Ich weiß: diese Resignation ist auch Liliencron nicht fremd. Aber ich weiß auch, daß Liliencron, ganz wie der Andere, bis zum letzten Athemzug dichten und Künstler sein wird, sein muß. Nicht allein, wahrlich nicht allein aus Freude am Leben. „Fragt die Weiber, warum sie gebären“, sagt Nietzsche. „Sie thun es nicht zu ihrem Vergnügen. Der Schmerz macht Dichter und Hühner gackern.“

Aber „troy Alledem“: Freu Dich noch lange, lange des Lebens, Detlev Liliencron, und bekränze Dein Herz, — Du nothwendige Wohlthat!

Carl Bulcke.



Wie Fortunatus starb.

Es giebt Pflänzchen, die mit kleinen, dünnen Wurzeln an alten Mauern hinaufklettern; die weder Sonne noch Frühling nöthig haben, um ihr bescheidenes Dasein zu fristen. Freilich werden sie nie ganz grün, doch auch nie ganz gelb. Aber wenn man eines Tages zusieht, leben sie nicht mehr. Und vielleicht waren sie schon seit Jahren tot. Man wußte es nur nicht.

Von Fortunatus wußte man zwar, daß er lebte. Man hörte ihn ja sprechen und sah, wie er sah; aber schließlich war seine Stimme so dünn und sein Appetit so gering, daß man es kaum gemerkt hätte, wenn beide eines Tages nichts mehr von sich hätten hören lassen. Er sah blaß aus und hatte einen kleinen Vollbart. Auch an diesem Bärtchen konnte man feststellen, daß Fortunatus lebe, denn er wußte es alle vierzehn Tage schneiden lassen. Diese bescheidene Neuhaltung schaffenden Lebens hatte etwas Rührendes. Des Fortunatus Gang zum Barbier wirkte so wehmüthig wie das Nieseln eines ganz, ganz kleinen Kindes in über Haube und man hätte darüber weinen können.

Fortunatus war immer müde. Darum schlief er die Nacht und den halben Tag. Er hätte auch die andere Hälfte des Tages geschlafen, wenn er sich nicht vor seiner armen alten Schwester geschämt hätte, die den Tag und die halbe Nacht wachte, um für sie Beide ein Wenig Geld zu verdienen. Wenn er sich am Nach mittag erhob, war sein erster Gedanke, daß er sich bald wieder hinlegen

könnte. Dann saß er mit seiner kleinen Tasse voll Schokolade am Fenster und träumte vom Schlofen. Wenn er aber schlief, dann träumte er, daß er Maler werden wollte.

Verstehen Sie recht: nicht so ein Maler, der in die Welt hinauszieht und das Leben umarmt, sondern einer, der in seinem Kämmerchen ein kleines Gemälde aus entzückenden Farben malt, so ein zartes Viollett auf Perlgrau und links in der Ecke steht ein gelber Fleck. Und die Bilder hätten kein großes Format gehabt. Denn Fortunatus war eben nicht ein starker Baum, der die weiten grünen Äste schmend dem Licht entgegenbreitet, der in wilden Wonnen rauscht, wenn die Winde durch seine Krone fahren. Fortunatus hatte überhaupt keine Wurzeln; oder nur ganz, ganz kleine, die man mit dem Mikroskop hätte suchen müssen. Er lag willenlos im Leben, wie ein Stück Seidenpapier auf der Straße. Wenn ein Lastzug kommt und es in einen Leich trägt, dann kann es nichts dagegen thun und muß untergehen.

Als Fortunatus sich fünf Jahre lang damit beschäftigt hatte, daß er Maler werden wolle, wurde ihm das Leben langweilig und er wünschte fast, daß so ein kleiner Wind käme und ihn in das Wasser trüge. Wenn er sich stark fühlte, dachte er wohl da an, daß er selbst dahin gehen könnte, um sich ganz langsam hineingleiten zu lassen. Manchmal träumte er auch von einer Schießwaffe mit einem fein eiselierten Lauf; den würde er mit duftenden Parzissen umwickeln und mit geräuschlosem Pulver laden und dann . . . Aber diesen Gedanken gab er bald auf, denn er sagte sich, daß es stiller wäre, wenn sein stiller Leben mit einem Knall enden würde. Da wäre es schon besser, wenn er sich eine der Stricknadeln ins Herz stecke, mit denen die Schwester neben ihm häuterte.

Die schien zu ahnen, daß in Fortunatus Etwas vorging. Sie hob ihr blaßes Gesicht von der Arbeit und sagte: „Mit dem Malen wird es nun doch wohl nichts werden; wenn Du nicht selbst Bilder machst, könntest Du doch vielleicht über die Bilder schreiben, die Andere malen. Es wird Dir nicht schwer werden, denn auf der Schule hattest Du in Deinen Aufsätzen die besten Noten. Du mußt schließlich wohl eine Thätigkeit beginnen, denn Du bist noch in den besten Jahren.“

Dieses Letzte stimmte nicht ganz; Fortunatus hatte weder gute noch beste Jahre; er hatte ganz einfach nur Jahre.

„Es müßten kleine und feine Bilder sein“, sagte Fortunatus, „und ich müßte dahin gehen, wo es viele davon giebt.“

So kam es, daß Fortunatus eines Tages in Paris war. Er mietete ein kleines Zimmer in einer dunklen Straße. Es war mit braunem Holz getäfelt und vom ernstem, fast feierlichen Aussehen. Die schweren Möbel hatten allerlei Schnitzwerk, scharfe Kanten und spitze Ecken. Die Hälfte des Zimmers nahm ein Bett ein, das so groß und geräumig war wie das Hochzeitalter eines Menschen vor fünfshundert Jahren. Als erste Handlung des Fortunatus nach seiner Ankunft ist zu verzeichnen, daß er die Portieren vor die Fenster zog und schlafen ging. Nach zwei Tagen wachte er auf. Obgleich er sich müde fühlte, knitzelte er dem Mädchen und bestellte Schokolade und eine kleine Torte. Dann kleidete er sich an, um Paris kennen zu lernen. In den Straßen traf er einige Menschen, die ihm früher nah gestanden hatten, junge Künstler und Literaten.

Sie waren erstaunt und fragten ihn, was er in Paris vorhabe. „Ich will über Bilder schreiben“, antwortete Fortunatus; „ich habe gute Beziehungen zu einer Zeitung, die meine Aufsätze nehmen will“. Sie gingen nun zusammen über die Boulevards und die schönen Plätze und durch die herrlichen Gärten von Paris. Sie gingen auch in die Paläste der Kunst und standen vor den Werken gewaltiger Meister. Aber des Fortunatus Seele blieb kühl; sie fürchtete sich vor diesen starken Dingen, und als es kaum Abend war, freute er sich, daß er wieder die Vorhänge vor die Fenster des dunkeln Zimmers ziehen konnte.

Die Freunde besuchten ihn manchmal. Aber sie mochten morgens kommen oder erst, wenn die Männer das Gas in den Laternen entzündeten; immer trafen sie Fortunatus blaß und müde in dem gewaltigen Bett. Ihre Ermahnungen blieben ohne Erfolg. Ein einziges Mal überraschte ihn Jemand am Schreibtisch. Er saß vornübergebogen und man konnte sehen, wie seine rechte Hand sich bewegte. Es war kein Zweifel mehr: er arbeitete. Schon wollte der Eindringling sich scheu und still zurückziehen, um die große, weihenolle Stunde nicht zu stören, als er im Spiegel bemerkte, daß Fortunatus Cigaretten rauchte.

Als Fortunatus nur noch wenig zu essen hatte, entschloß er sich, einen Artikel über die letzte Ausstellung zu schreiben. Zehn Tage lang beschäftigte ihn dieser Entschluß; zugleich aber verfolgte er in dem Blatt, zu dem er Beziehungen hatte, ob ihm nicht Jemand zuvorkäme. Und am elften Tage fand er den Bericht aus einer anderen Feder.

Zimmer mehr entfremdete er sich dem Leben. Die Klarheit des Tages verdroß ihn, der Lärm der Straße machte ihm Angst, die Auslagen der Fenster erschreckten ihn, denn die Dinge, die er dort sah, verstand er nicht mehr: sie waren für die Bedürfnisse eines Daseins geschaffen, für das er keine Organe besaß. Vor Allem aber störte ihn der Gesang der Vögel in den Gärten; ihr Jubilieren machte ihn krank. Er kaufte sich in einer japanischen Handlung einen künstlichen Papagei, der einen Holzschmabel und ein so buntes Gefieder hatte, wie man es in der Natur selten antrifft. Den einen Fuß hielt er ein Wenig in die Höhe und seine Augen hatten einen schelmischen Blick. Diesen Vogel hing Fortunatus vor seinem Bett auf. Er schenkte ihm die Zärtlichkeit seines alten, müden Herzens, er sprach mit ihm und gab ihm Kosennamen. Hauptsächlich aber liebte er ihn, weil er tot war, richtiger: nie gelebt hatte. Denn er bestand aus Papier und hatte Sägespähne im Leib.

Als Fortunatus eines Abends aufstand, kam ihm der Gedanke, den Papagei zu malen. Noch nie hatte er einen so heftigen Wunsch empfunden wie diesen. Er ging in die nächste Droguerie, die gerade ihre Thür schließen wollte, und kaufte Leinwand, Farben und Pinsel. Dann machte er sich an die Arbeit. Vor den Fenstern waren die Vorhänge geschlossen und eine düstige Lampe gab dem Zimmer ein mattes Licht. Wie losend strich Fortunatus die Farben auf die Leinwand und um seine schmalen Lippen spielte ein glückliches Lächeln. Je weiter er vorschritt, um so mehr ersaßte ihn ein Rausch, den er nie vorher gekannt hatte, ein Taumel des Schaffens. Seine erwachte Phantasie konnte sich nicht genug thun und komponierte um den bunten Vogel eine Landschaft in köstlichen, entzückenden Farben. Nackte Menschen standen in Gärten, in denen Blückerbüsche sich bogen und Seen wie Edelsteine glänzten. Fortunatus zitterte, er könne erlahmen; er rauchte ein Duzend schwerer Cigaretten, um den Rausch

zu halten, und trank dazu schwarzen Thee in sinnloser Menge. Als hinter den Vorhängen der Morgen zu dümmern begann, hatte er die Skizze vollendet; und als sie fertig vor ihm lag, ließen ihm die Thränen über die Backen: so war er durch sich selbst gerührt. Und er dachte an seine arme alte Schwester zu Hause. Aber in seinen Augen glänzte das Fieber und der Frost schüttelte seinen Körper.

Er löschte die Lampe und ließ das graue Licht der Frühe in das Zimmer. Da war es, als verwandelten sich die Farben, als verdröhen sie plötzlich ihren Glanz; trocken und matt starrten sie ihm entgegen. Eine wilde Verzweiflung ergriff Fortunatus, als er sah, wie der Tag sein Werk zerstörte. Er nahm hastig den Pinsel und übermalte ganze Strecken. Aber es gelang ihm nicht, ihnen neuen Fleiß zu geben; und als er gebrochen in seinen Stuhl zurückfiel, starrten seine gerötheten Augen auf ein seltsames Chaos greller, sinnloser Farbenflecke. In fieberhafter Angst sprang er auf, schloß noch einmal die Vorhänge und steckte die Lampe an. Aber auch Das war vergeblich. Jetzt sah er Stunden lang vor dieser Weinwand, auf der noch vor Kurzem ein schöner Traum zu sehen war, der zugleich seine erste That, das erste und letzte Aufklackern seiner Seele bedeutete. Und wie er so dasah, schüttelten Fieberschauer seinen Leib und sein Blick, der im Delirium wogte, fing an, auf der bunten Weinwand seltsame Dinge zu sehen. Da, in der Mitte eines Tulpeneckes, sah ein alter Türke in einem grünen Gewand; er trug gestickte Pantoffeln an den Füßen. Und jetzt, jetzt fing er an, langsam mit dem Kopf zu wackeln. Und im Vortergrunde hatte sich wohl Geflügel verstreut. Das wurde auf einmal lebendig und bewegte die weißen Fittiche und machte sich auf und lief watschelnd an dem Türken vorbei, immer eins hinter dem anderen.

Als ein paar Stunden später einige junge Leute kamen, den Fortunatus zu besuchen, fanden sie ihn bewußtlos in seinem Stuhl. Die Fenster waren geschlossen und die Lampe brannte, obgleich heller Tag war. Sie trugen ihn in sein Bett und riefen einen Arzt. Der erklärte, daß Fortunatus sterben müsse; „an allgemeiner Lebensschwäche“, sagte er und lief hinaus. Die Freunde waren traurig; sie gingen heim, holten die schönsten Bilder, die sie gemalt hatten, und stellten sie um das Bett des Fortunatus. Denn sie wollten, daß er mit angenehmen Eindrücken die Erde verlasse. Als Fortunatus erwachte, kümmerte er sich aber nicht viel um die Freunde und ihre Bilder, sondern blickte nur immer auf den Papagei, den er so geliebt hatte, weil er bunt und künstlich war. Und es war beinahe, als bewege der Vogel ein Wenig den Holzschindel; er hob das eine Bein und sah mit seinen Glasaugen schelmisch auf Fortunatus herab, der jetzt für immer eingeschlafen war.

Als die jungen Leute mit ihren Bildern wieder hinausgingen, sagte Einer zum Anderen: „Aus seinem Malen wäre nicht viel geworden. Gabt Ihr die bunte Sache auf dem Schreibtisch gesehen? Sie war furchtbar talentlos.“

Sie irrten aber. Denn erstens waren sie ärgerlich, weil Fortunatus nicht ihre Bilder, sondern den Vogel ansah, als er starb; und dann war vorher auf der Weinwand etwas Schönes gewesen. Es war sicher nicht sehr stark, nur eine Skizze und man konnte sie nur bei Lampenlicht genießen. Doch an diese Skizze hatte ein Mensch seine Seele vergeudet, so daß er sterben mußte.

Werth und Unwerth der Mathematik.*)

Der Mathematiker, dem die hohe Ehre zu Theil wird, von dieser Stelle aus über seine Wissenschaft zu sprechen, befindet sich, wenn er auch diese Ehre vollkommen zu würdigen weiß, in einer keineswegs beneidenswerthen Lage. Er gleicht einem Ausländer, der allenfalls in seiner Muttersprache mancherlei ganz Erträgliches zu sagen wüßte, doch nur mühsam und unvollkommen Dies und Jenes in gebrochenem Deutsch auszudrücken vermag und dabei noch Gefahr läuft, von seinen Landsleuten für recht trivial gehalten zu werden. Man hat zwar die Mathematik, weil ihr ganzer Inhalt auf einer geringen Zahl allgemein verständlicher Grundsätze durch rein logische Deduktion sich aufbaut, nicht unzutreffend

*) Der Vaie, auch einer, den starker Erkenntnißdrang treibt, in alle Gebiete des Menschenwissens von Zeit zu Zeit wenigstens hineinzulugen, erfährt von Wesen, Werth und Entwicklung der Mathematik nicht viel. Wenn er Glück hatte, wurde ihm in der Schule der edle Kern in nicht gar zu harter Schale gereicht; dann gelang ihm wohl, sich cum laude bis zur Algebra, vielleicht noch ein Stückchen weiter durchzuarbeiten und am Ende auch aus der Geschichte dieser Wissenschaft, von den Künsten babylonischer Feldmesser, von Thales, Pythagoras, Platon, Eukleides bis zu Galilei, Kepler, Descartes, Leibniz, Newton, Bernoulli, Gauß, Abel, Kronecker, Helmholtz, Einiges im Gedächtniß zu bewahren. Gewöhnlich ist's dann aus. Der Liebhaber wagt sich allenfalls noch an Cantors oder Zeuthens Vorlesungen; die Meisten denken: Das ist Spezialkünstlerei, Technik und braucht uns nicht auch noch zu belämmern. Auf die Meisten, deren Wesen in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts endgiltig geprägt ward, hat Schopenhauers Veringschätzung der Mathematik so nachhallend gewirkt, daß sie der von der Griechensprache als Wissenschaft an sich gepriesenen Disziplin mit Bewußtsein ihr Ohr verschlossen. Und doch hatte Kant gesagt, nur in dem mathematischen Forschung zugängigen Bereich lebe wahre Wissenschaft. Hatte Goethe geschrieben: „Das Recht, die Natur in ihren einfachsten, geheimsten Ursprüngen so wie in ihren offenbarsten, am höchsten auffallenden Schöpfungen, auch ohne Mathematik, zu betrachten, zu erforschen, zu erfassen, mußte ich mir, meine Anlage und Verhältnisse zu Rathe ziehend, gar früh schon anmahen. Für mich habe ich es mein Leben durch behauptet. Was ich dabei geleistet, liegt vor Augen; wie es Anderen frommt, wird sich ergeben. Ungern aber habe ich zu bemerken gehabt, daß man meinen Bestrebungen einen falschen Sinn untergeschoben hat. Ich hörte mich anklagen, als sei ich ein Widersacher, ein Feind der Mathematik überhaupt, die doch Niemand höher schätzen kann als ich, da sie gerade Das leistet, was mir zu bewirken völlig versagt worden.“ Man selten haben Mathematiker vor dem nicht in Juntschulen gebildeten Volk die Sache ihrer Wissenschaft geführt. Jetzt hats Herr Professor Pringsheim, der Ordinarius der münchener Universität, in einer Festsrede gethan, zu der ihn die Königlich Bayerische Akademie der Wissenschaften eingeladen hatte. Und diese geistreiche, frische, im guten Sinn witzige Vertheidigung, die auch Anklage und Programm wird, schien mir so lesenswerth, daß ich, obwohl der Text schon in Bayern veröffentlicht war, die Erlaubniß erbat, sie auch dem größeren Leserkreis der „Zukunft“ anbieten zu dürfen.

als die Wissenschaft vom Selbstverständlichen bezeichnet. Das ändert aber nichts an der Erfahrungsthatfache, daß sie bis heute für die Uebersahl der Gebildeten, ja, sogar der Gelehrten die Wissenschaft vom Unverständlichen geblieben ist. Mit der schon von Euklid behaupteten Unmöglichkeit eines Königsweges zur Mathematik scheint es leider seine Wichtigkeit zu haben, wenn auch der Bologneser Pietro Mengoli allen Ernstes das Gegentheil behauptet und durch die That zu beweisen versucht hat. Seine der Königin Christine von Schweden dedizierte „Via regia ad mathematicas“ erweist sich bei näherer Betrachtung lediglih als eine Sammlung höchst schauderhafter lateinischer Disticha, mit deren Hilfe die Elemente der Arithmetik, Algebra und Planimetrie in einer — wohl nur nach des Verfassers Meinung — besonders einfachen und eindringlichen Art gelehrt werden sollen. Aber auch der ganz anders ernsthaft zu nehmenden Behauptung des 1873 verstorbenen Mathematikers Hermann Hankel, daß mit der sogenannten projektiven Geometrie der Königsweg zur Mathematik gefunden zu sein scheine, wird man doch kaum anders als äußerst skeptisch gegenüberstehen können. Wie Dem auch sei: so viel darf wohl als feststehend betrachtet werden, daß in den weitesten Kreisen die Mathematik sich einer glänzenden Unpopularität erfreut. Bekräftigt es hierfür noch irgend eines äußeren Beleges, so könnte man vielleicht auf den Umstand hinweisen, daß, ohne Uebertreibung, das mathematische Wissensgebiet wohl das einzige ist, dessen unser sonst allwissender Journalismus noch in keiner Weise sich bemächtigt hat. In allzu respektvoller Entfernung verharrend, bringt zwar die Majorität der Gebildeten der Mathematik eine gewisse Hochachtung entgegen: meist freilich wohl wegen des anerkannten Nupens, den sie den Naturwissenschaften und vor Allem der mächtig emporgewachsenen, in alle Zweige des menschlichen Lebens eingreifenden Technik gebracht hat. Das verhindert dann keineswegs, daß gar Viele den „reinen“ Mathematiker, wenn auch nicht geradezu als „reinen Thoren“, so doch mindestens als ziemlich überflüssigen Vertreter einer eingebildeten und abstrusen Brahminenweisheit ansehen. Andere, die bei ihrer Schöpfung der Mathematik vielleicht mehr durch das Gefühl als durch verstandesmäßige Erwägungen sich leiten lassen, erblicken in ihr eine ihnen zwar unbegreifliche, aber doch wohl der Bewunderung würdige Keuherung menschlicher Geisteskraft und sind allenfalls geneigt, die Mathematik eher zu hoch als zu niedrig zu bewerten. Ein interessantes literarisches Beispiel dieses Typus in seiner höchsten Potenz bietet der Romantiker Novalis, dessen Aussprüche über Mathematik einen kaum minder religiös-schwärmerischen Charakter tragen als seine Dichtungen: „Das Leben der Götter ist Mathematik. Alle göttlichen Gesandten müssen Mathematiker sein. Keine Mathematik ist Religion. Die Mathematiker sind die einzig Glücklichen. Der Mathematiker weiß Alles. Er könnte es, wenn er es nicht wüßte.“ Und so weiter. Man wird einigermaßen erstaunt sein, die nach der landläufigen Meinung so „trockene“ Mathematik hier im trauesten Verein mit der „Blauen Blume der Romantik“ zu finden. Des Märkels Lösung ist nicht so schwierig, wie es auf den ersten Blick vielleicht scheint. Das gemeinsame Band bildet die wunderreiche Zahlenwelt, deren mystische Geheimnisse den religiösen Schwärmer nicht weniger in ihren Bann ziehen als eben auch den frommsten Mathematiker. Und was geheimnisvolle Wissen, was nur. Welche durch die Zauberkraft seiner Methoden erwirbt: Das gerade ist es, was des Anderen überschwängliche Bewunderung hervorruft.

Im Uebrigen ist dafür gesorgt, daß die Bäume der so „einzig glücklich“ gepriesenen Mathematik nicht in den Himmel wachsen. Denn auch an Feinden hat es der Mathematik bis auf den heutigen Tag nicht gefehlt, ja, an völligen Berächtern, die ihr jeden Werth absprechen, so weit sie nicht bloßen Nützlichkeit zwecken dient. Meine Absicht, zu einer angemesseneren Werthschätzung der Mathematik mein bescheidenes Theil beizutragen, glaube ich am Besten dadurch zu erreichen, daß ich zunächst die wesentlichsten gegen sie erhobenen Vorwürfe zu entkräften versuch: und, daran anschließend, einige allgemeine Bemerkungen über Ziel und Zweck des mathematischen Schulunterrichtes und der mathematischen Wissenschaft folgen lasse.

Mit ganz besonderer Schärfe hat sich bekanntlich Schopenhauer an verschiedenen Stellen seiner Schriften gegen die Mathematik gewendet. Das ist nun zwar schon ziemlich lange her: trotzdem sind seine Sätze meines Wissens niemals widerlegt worden, vielleicht nur deshalb, weil ihre Widerlegung, als gar zu einfach, den Mathematikern nicht der Mühe werth schien. Da aber bis in die neueste Zeit, namentlich in Schriften und Aufsätzen, die einer Einschränkung des mathematischen Unterrichtes an den Mittelschulen das Wort reden, mit fast unfehlbarer Regelmäßigkeit versucht wird, Schopenhauers Autorität als eine besonders gewichtige in die Waagschale zu werfen, so scheint es mir dringend wünschenswerth, Schopenhauers Argumente, die wissenschaftliche Legitimation ihres Autors und seine, wie ich nachweisen werde, keineswegs ganz sauberen Praktiken einmal einer öffentlichen Prüfung zu unterziehen.

Was Schopenhauer über die Elementar-Geometrie sagt*), kommt für unsere Zwecke nur insofern in Betracht, als schon bei dieser Gelegenheit sein Mangel an jeder tieferen mathematischen Einsicht deutlich zum Ausdruck gelangt. Kann man auch die von ihm hervorgehobene didaktische Unzweckmäßigkeit der euklidischen Beweismethoden ihm ohne Weiteres zugestehen, so liegen doch die weitaus wesentlicheren Mängel des euklidischen Lehrgebäudes sehr viel tiefer, nämlich in den grundlegenden Definitionen und Axiomen: und gerade hierfür hat Schopenhauer nicht das geringste Verständniß, macht sich vielmehr über die von den Mathematikern in dieser Hinsicht geäußerten Bedenken in recht billiger Weise lustig. Will man aber mit Schopenhauer jene Fundamente beibehalten, so bleiben Euklids Elemente auch heute noch ein in ihrer Art bewundernswürdiges Werk von hoher Vollkommenheit. Und bei den meisten euklidischen Beweisen ist Das, was dem Vernennenden die Einsicht erschwert, keineswegs der Inhalt, sondern lediglich die rein synthetische Form des Vortrages, die von jedem geschickten Lehrer mit Leichtigkeit durch eine mehr analytisch genetische und zugleich geometrisch anschaulichere ersetzt werden kann. Ein schlagendes Beispiel hierfür bietet gerade der von Schopenhauer als „stelzbeinig, ja, hinterlistig“ charakterisirte euklidische Beweis des Pythagoreischen Lehrsatzes, der bei unerheblicher Aenderung der Darstellungsform geradezu als glänzendes Muster eines tabellelosen elementar-geometrischen Beweises erscheint, während Das, was Schopenhauer als Urfaj zu bieten wagt, gelind gesagt, als äußerst naiv bezeichnet werden muß. Und nicht einmal an

*) „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ und „Die Welt als Wille und Vorstellung“.

dem armsüßigen Spezialfall, auf den sein ganzer Beweis sich beschränkt, gelingt ihm Das, was er eigentlich präntendirt: nämlich statt des beim euklidischen „Mausefallensbeweis“ lediglich zum Vorschein kommenden Erkenntnißgrundes den angeblich existirenden wahren Seinsgrund auszubeden. Jeder Sachkundige sieht unmittelbar, daß Schopenhauer in Wahrheit um kein Haar mehr giebt als Euklid: nämlich den Erkenntnißgrund.

Zum Kapitel „Arithmetik“ sagt Schopenhauer: „Daß die niedrigste aller Geistesesthätigkeiten die arithmetische sei, wird dadurch belegt, daß sie die einzige ist, welche auch durch eine Maschine ausgeführt werden kann; wie denn jetzt in England dergleichen Rechenmaschinen der Bequemlichkeit halber schon in häufigem Gebrauch sind. Nun läuft alle *analysis finitorum et infinitorum* im Grunde doch auf Rechnen zurück. Danach bemesse man den ‚mathematischen Tiefinn‘, über welchen schon Lichtenberg sich lustig macht, indem er sagt: ‚Es ist fast mit der Mathematik wie mit der Theologie. So wie die der Theologie Beflissenen, zumal wenn sie in Klemern stehen, Anspruch auf einen besondern Credit von Heiligkeit und eine nähere Verwandtschaft mit Gott machen, obgleich sehr viele darunter wahre Taugenichtse sind, so verlangt sehr oft der sogenannte Mathematiker, für einen tiefen Denker gehalten zu werden, ob es gleich darunter die größten Plunderköpfe giebt, die man nur finden kann, untauglich zu irgend einem Geschäft, das Nachdenken erfordert, wenn es nicht unmittelbar durch jene leichte Verbindung von Zeichen geschehen kann, die mehr das Werk der Routine als des Denkens sind.‘ (S. Lichtenbergs Vermischte Schriften, Göttingen 1801.)“

Nochmals kurz zusammengefaßt: Nur die arithmetische Geistesesthätigkeit kann durch Maschinen ausgeführt werden, folglich ist sie die allerniedrigste. Alle Analyse läuft aber auf Rechnen hinaus, folglich hat Lichtenberg Recht, wenn er die Mathematiker für Plunderköpfe erklärt. Ein wundervoller Schluß vom Besondern zum Allgemeinen, der die herrlichsten Perspektiven eröffnet. Zum Beispiel: Stanley Jevons hat eine Maschine konstruirt, mit deren Hilfe man gewisse logische Schlußformen auf rein mechanischem Wege erzeugen kann. Damit wäre vor Allem belegt, daß die logische Geistesesthätigkeit der arithmetischen an Niedrigkeit nichts nachgiebt. Nun läuft aber alles vernünftige Denken im Grunde doch auf logisches Schließen zurück. Man bemesse danach den „philosophischen Tiefinn“ der sogenannten Denker, — und so weiter.

Schopenhauers ganze Schlußweise beruht auf dem Mißbrauch, der mit dem Worte „arithmetische Thätigkeit“ getrieben wird. In Wahrheit handelt es sich hier doch ausschließlich um das gewöhnliche numerische Rechnen, also um die Ausführung der vier Spezies an gegebenen Zahlen. Will man diese — allerdings ziemlich untergeordnete — geistige Thätigkeit mit dem pompösen Namen einer arithmetischen beehren, so ist dagegen vom rein etymologischen Standpunkte kaum Etwas einzuwenden. In der That findet man den entsprechenden Lehrgegenstand auf den Lehrplänen der bayrischen Gymnasien nach altem scholastischen Brauch schlechtthin als „Arithmetik“ bezeichnet. Doch scheint mir dieser einigermaßen luxuriöse Ullus wenig empfehlenswerth; erstens schon deshalb, weil nicht recht abzusehen ist, warum man ungefähr das selbe Gericht, das auf den Volksschulen weit bescheidener und zweckmäßiger als „Rechnen“ dargeboten wird, den gymnasialen oberen Zehntausend unter einem so viel feineren, weit größere Er-

wartungen erregenden Namen servirt; dann aber, weil man auf diese Weise die an sich schon äufserst dunklen Vorstellungen, die in weiteren Kreisen über Wesen und Inhalt der Mathematik herrschen, nur noch verdunkeln hilft. Die Arithmetik, auch die elementare, ist eine Wissenschaft; sie lehrt, gewisse allgemeine Gesetze in systematischer Form aufzustellen und logisch zu begründen. Das Rechnen ist im Wesentlichen ein Können, kein Wissen, — eine in der Hauptsache rein technische Fertigkeit, deren Ziel und Zweck in der zahlenmäßigen Anwendung eines verhältnismäßig sehr geringen Bestandes von meist nur nothdürftig erklärten und unzulänglich bewiesenen arithmetischen Regeln besteht. Usurpirt man hierfür die viel zu anspruchsvolle Benennung Arithmetik (die älteren Lehrbücher sagen in diesem Zusammenhange wenigstens „gemeine“ Arithmetik), so bringt man damit die Arithmetik in einen gänzlich falschen Gegensatz zur „eigentlichen Mathematik“ oder man erweckt den irrigen Glauben, daß die Mathematik, abgesehen von der reinen Geometrie, dem numerischen Rechnen eng verwandt oder gar im Wesentlichen damit identisch sei. So ungefähr scheint auch Schopenhauer sich die Sache vorgestellt zu haben. Und doch involvirt sein Ausdruck, daß die gesammte Analysis auf ein der Thätigkeit einer Rechenmaschine vergleichbares Rechnen hinauslaufe, eine vollendete *petitio principii*, die unwiderleglich zeigt, daß er von den Methoden und dem Inhalte dieser Wissenschaft auch nicht die leiseste Ahnung besitz.

Hiervon werden wir uns bald noch genauer überzeugen. Zuvor aber wollen wir noch feststellen, daß jenes Vichtenberg-Citat, durch das Schopenhauer die Vacher auf seine Seite zu ziehen und seine fadenscheinige Argumentation zu stützen sucht, bei näherer Betrachtung als eine vollkommen bewußte, recht plumpe und bössartige Fälschung sich erweist. Der fragliche Ausdruck Vichtenbergs beghnt nämlich in Wahrheit mit den Worten: „Die Mathematik ist eine gar herrliche Wissenschaft, aber die Mathematiker taugen oft den Denker nicht.“ Schopenhauer, der ja gerade die geistige Minderwerthigkeit der Mathematiker zu beweisen wünscht, entblödet sich nicht, diesen einen, gerade das Gegentheil besagenden Satz kurzweg zu unterschlagen, um so im Leser die irrige Meinung hervorzurufen, Vichtenberg habe durch seinen Ausfall auf gewisse Mathematiker die Mathematik selbst treffen wollen. Im Uebrigen kann für Jeden, der mit der Geschichte der Mathematik einigermaßen vertraut ist, kaum ein Zweifel darüber bestehen, auf welche Mathematiker dieser Angriff gemünzt ist. Es handelt sich dabei offenbar um die Anhänger der heute fast völliger Vergessenheit anheimgefallenen sogenannten kombinatorischen Schule, die gegen Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fast alle mathematischen Lehrstühle an den deutschen Universitäten offkapirten und deren weitgeschweifige, meist in ödesten Formalismus sich verlierende Produktionen einem geistreichen Kopfe wie Vichtenberg, der ja überdies als Professor der Physik in Göttingen mathematisch selbst wohlbewandert war, nur höchstes Mißbehagen verursachen konnten.

Doch kehren wir wieder zu Schopenhauer zurück! Um seine völlige Unkenntniß des Wesens der Analysis zu charakterisiren, führe ich zunächst die folgende Stelle an: „Will man von den räumlichen Verhältnissen abstrakte Erkenntniß haben, so müssen sie erst in zeitliche Verhältnisse, Das heißt: in Zahlen übertragen werden... Diese Nothwendigkeit, daß der Raum, mit seinen drei Dimensionen, in die Zeit,

welche nur eine Dimension hat, übersetzt werden muß, wenn man eine abstrakte Erkenntniß seiner Verhältnisse haben will, diese Nothwendigkeit ist es, welche die Mathematik so schwierig macht. Dies wird sehr deutlich, wenn wir die Anschauung der Kurven vergleichen mit der analytischen Berechnung derselben oder auch nur die Tafeln der Logarithmen der trigonometrischen Funktionen mit der Anschauung der wechselnden Verhältnisse der Theile des Dreiecks, welche durch jene ausgedrückt werden: was hier die Anschauung in einem Blick, vollkommen und mit äußerster Genauigkeit, auffaßt, nämlich wie der Kosinus abnimmt, indem der Sinus wächst, wie der Kosinus des einen Winkels der Sinus des andern ist, das umgekehrte Verhältniß der Ab- und Zunahme beider Winkel und so weiter: welches ungeheuren Gewebes von Zahlen, welcher mühsälligen Rechnung bedurfte es nicht, um Dies in abstracto auszudrücken!"

Ohne auf die groben, einem einigermaßen mathematisch gebildeten Leser unmittelbar ersichtlichen Ungereimtheiten einzugehen, die jeder einzelne dieser Sätze darbietet, will ich mich nur an das Endergebniß halten: danach soll der Mathematiker, um eine einfache geometrische Beziehung in abstracto auszudrücken, eines nur durch „mühsälligste" Rechnung zu gewinnenden „ungeheuren Zahlengewebes" bedürfen. Ach nein! Das leistet er mit Hilfe einer einzigen Formel. Und noch mehr: diese ersetzt ihm nicht nur die Anschauung, sondern sie präzisirt mit absoluter Genauigkeit, was jene nur in grobem Umrisse zeigt. Auch enthält eine einzige Formel unendlich viel mehr als sämtliche Logarithmentafeln der Erde: denn sie umfaßt die unbegrenzte Mannichfaltigkeit aller überhaupt denkbaren Fälle; während jene Logarithmentafeln, mögen sie noch so zahlreich und noch so dick sein, immer nur auf eine begrenzte Anzahl von bestimmten Fällen sich erstrecken können. Von der wahren Bedeutung und der wunderbaren Kraft einer analytischen Formel hat Schopenhauer gar keine Vorstellung. Die Analysis, die nach seiner Meinung nur mit Hilfe „ungeheurer Zahlengewebe", also Tabellen, sich verständlich macht, besitzt dazu ein unendlich viel ausdrucksvolleres und kürzeres Hilfsmittel: die Funktion, gewissermaßen eine auf den minimalen Umfang von wenigen Zeichen reduzirte Tabelle von unbegrenzter Feinheit. Die Analysis begnügt sich nicht, wie die Algebra, zu fragen: „Wie berechnet man aus einer Gleichung, die neben gewissen gegebenen Zahlen eine unbekanntes Zahl y enthält, dieses unbekanntes y ?" Vielmehr nimmt sie ihren Ausgang von der folgenden, weit allgemeineren Fragestellung (in der offenbar die eben genannte als spezieller Fall enthalten ist): „Welche Folge von Zahlenwerthen durchläuft jenes y , wenn die betreffende Gleichung außer den fest gegebenen Zahlen noch eine sogenannte veränderliche Zahl enthält, Das heißt einen Buchstaben x , an dessen Stelle man sich successiv eine Menge verschiedener Zahlen, zum Beispiel jede überhaupt mögliche Zahl gesetzt denkt?" Einen solchen Zusammenhang zwischen zwei gleichzeitig mit einander veränderlichen Zahlen x und y , wobei also, gerade wie in einer Tabelle mit zwei, x und y überschriebenen Kolonnen jedem Zahlenwerth x immer wieder ein gewisser Zahlenwerth y zugehört (eventuell auch deren mehrere), bezeichnet der Mathematiker mit dem Ausdruck: y sei eine Funktion von x .

Der Nutzen und die Wichtigkeit des soeben rein arithmetisch definirten Funktion-Begriffes dürfte einigermaßen deutlich werden, wenn wir auf seinen

geometrischen Ursprung und damit zugleich auf eine seiner fruchtbarsten Anwendungen in Kürze eingehen, nämlich auf den Grundgedanken der sogenannten analytischen Geometrie, deren Erfindung durch Cartesius (Descartes, 1637) und Fermat (ungefähr gleichzeitig) den vollständigen Bruch mit der bis dahin allein herrschenden geometrischen Tradition der Griechen und den Beginn einer ganz neuen mathematischen Ära bezeichnet. Man denke sich auf einem Blatt quadratisch liniertes Papieres, wie es die Anfänger zum Rechnen benutzen, die Vertikal- wie auch die Horizontal-Linien mit den Nummern 0, 1, 2 . . . und so fort versehen. Dann ist durch die Aussage: „es liege ein Punkt in einer bestimmten Vertikale, etwa Nr. 3, und einer bestimmten Horizontale, etwa Nr. 5“, offenbar ein einziger Punkt vollständig bestimmt. Das hierbei auftretende Zahlenpaar (3, 5) kann also dazu dienen, einen bestimmten Punkt eindeutig zu charakterisieren. Denkt man sich jetzt neue Vertikalen und Horizontalen gezogen, welche die bisher vorhandenen Zwischenräume gerade halbiren, und numerirt diese Dem gemäß mit: $\frac{1}{2}$, $1\frac{1}{2}$, $2\frac{1}{2}$. . . und so fort, so ist ohne Weiteres klar, daß jetzt auch Zahlenpaare, wie: $(3\frac{1}{2}, 5)$, $(3, 5\frac{1}{2})$, $(3\frac{1}{2}, 5\frac{1}{2})$, je einen bestimmten Punkt charakterisieren. Durch Fortsetzung dieser Schlußweise und Heranziehung gewisser Verallgemeinerungen des Zahlenbegriffes (auf die ich hier nicht eingehe) gelangt man zu dem Resultat: Man kann jedem Punkt einer Ebene ein ganz bestimmtes Zahlenpaar (x, y) zuordnen, das man als seine Koordinaten bezeichnet, und umgekehrt entspricht dann auch jedem Zahlenpaar (x, y) ein und nur ein bestimmter Punkt.

Ist jetzt in der fraglichen Ebene irgend eine Kurve, also eine beliebige krumme Linie verzeichnet, so können wir auf Grund des eben Gesagten die Gesamtheit ihrer Punkte erfassen durch einen Komplex von unendlich vielen Zahlenpaaren (x, y) . Zu jeder hierbei vorkommenden Zahl x gehört also (mindestens) eine bestimmte Zahl y . Das ist aber genau das Selbe, was wir vorher durch den Ausdruck bezeichneten: y ist eine Funktion von x . Mit anderen Worten: es findet eine funktionale Beziehung, Das heißt: eine Gleichung zwischen den beiden Veränderlichen x und y statt, die gewissermaßen als das arithmetische Abbild jener Kurve erscheint und schlechthin die Gleichung der Kurve genannt wird. Umgekehrt wird man in entsprechender Weise für eine Gleichung zwischen x und y eine gewisse Kurve als geometrisches Abbild erhalten. Diese Wechselbeziehung zwischen Kurven und Gleichungen gestattet dem Mathematiker, die Eigenschaften der Kurven an ihren Gleichungen zu studiren und auf arithmetischem Wege gewonnene Erkenntnisse in geometrische Anschauung umzusetzen. Wie der Musiker im Stande ist, aus dem bloßen Anblick einer Partitur sich eine akustische Vorstellung von dem Eindruck eines nie vorher gehörten Tonstückes zu bilden, so liefert dem Mathematiker die Gleichung einer Kurve, die er nie gesehen, ein vollkommenes Bild ihres Verlaufes. Ja, noch mehr: wie dem Musiker die Partitur oft Feinheiten enthüllt, die seinem Ohr bei der Komplikation und dem raschen Wechsel der Gehöreindrücke entgehen würden, so ist die Einsicht, die der Mathematiker der Gleichung einer Kurve entnimmt, eine viel tiefere als die durch bloße Anschauung vermittelte. Denn abgesehen von der schon vorher kurz hervorgehobenen, an und für sich viel größeren Präzision der arithmetischen Darstellung gegenüber der bloßen Anschauung, besitzt der Ma-

thematiker in dem von Newton und Leibniz (1675) erfundenen Infinitesimal-Kalkül ein mit gleichsam mikroskopischer Schärfe arbeitendes Instrument der rechnerischen Analyse.

Diese Betrachtungen lassen sich auch leicht von der Ebene auf den Raum übertragen. Und ähnliche Dienste wie der Geometrie leistet die Einführung des Funktion-Begriffes der Mechanik. Die Lage, also die Koordinaten eines beweglichen Punktes erscheinen hier als Funktionen einer neuen Veränderlichen, der Zeit (die man sich, von einem bestimmten Moment an nach irgend einer Zeiteinheit gemessen, als bloße Zahl vorzustellen hat); und die Differentialrechnung giebt die nöthigen Mittel an die Hand, um auch Begriffe, wie Geschwindigkeit, Beschleunigung, analytisch zu formuliren, also in Funktion-Begriffe umzusetzen. Die Auffindung von Bewegungsgesetzen wird auf diese Weise wieder auf das Studium gewisser Funktional-Beziehungen (Integration von Differential-Gleichungen), also auf „Analytis“ zurückgeführt.

Für Schopenhauer, nach dessen Meinung „die Mathematik, wie sie von Galilei als Wissenschaft aufgestellt wurde, bis auf den heutigen Tag geblieben ist“, erlirrt das Alles nicht. „Rechnungen“, sagt er, „haben bloß Werth für die Praxis, nicht für die Theorie. Sogar kann man sagen: wo das Rechnen anfängt, hört das Verstehen auf. Denn der mit Zahlen beschäftigte Kopf ist, während er rechnet, dem kausalen Zusammenhang des physischen Vorgangs gänzlich ent Fremdet: er steckt in lauter abstrakten Zahlbegriffen. Das Resultat besagt nie mehr als: Wieviel, nie: Was.“ Und an einer anderen Stelle: „S hören nicht auf, die Zuverlässigkeit und Gewißheit der Mathematik zu rühmen. Aber was hilft es mir, noch so gewiß und zuverlässig Etwas zu wissen, daran mir gar nichts gelegen ist: das Wieviel?“

Ich hoffe, die zuvor gegebenen, freilich recht unvollkommenen Andeutungen werden immerhin erkennen lassen, daß die auf dem Funktion-Begriff aufgebaute Analysis eben nicht bloß auf die Frage Wieviel, sondern ganz wesentlich auf die Frage Was antwortet. Sie zeigt (wenn wir, des leichteren Verständnisses halber von der reinen Funktionlehre absehend, uns auf deren Anwendungen beschränken) zum Beispiel, nicht nur, wie man etwa die Länge eines Kurvenbogens, den Inhalt eines irgendwie begrenzten Flächenstückes berechnet, sondern sie giebt Auskunft über die allgemeinen Eigenschaften und Lagenverhältnisse geometrischer Gebilde. Sie erfindet dem Astronomen und Physiker nicht nur die Formeln zur Berechnung irgendwelcher Entfernungen, Zeiten, Geschwindigkeiten, physikalischen Konstanten; sie verschafft ihm vielmehr Einsicht in die Gesetze der Bewegungsvorgänge, lehrt ihn aus gewonnenen Erfahrungen zukünftige voraussagen und liefert ihm die Hilfsmittel zu naturwissenschaftlicher Erkenntniß. Das heißt: zur Durchführung ganzer Gruppen verschiedener, oft äußerst heterogener Erscheinungen auf ein Minimum einfacher Grundgesetze.

Daß der Mathematiker, so lange er rechnet, dem kausalen Zusammenhang eines Vorganges mehr oder weniger entfremdet ist, darf zugegeben werden: liegt doch gerade darin die erstaunliche Kraft der Analysis, daß die ihr eigenthümliche Zeichensprache gestattet, verwickelte Gedankenreihen durch einfache Zeichenoperationen zu ersetzen, ohne daß Derjenige, welcher sich ihrer zu bedienen versteht, genöthigt ist, den gedanklichen Inhalt dieser Operationen immer wieder

in allen Einzelheiten nachzuprüfen. Keinem wird doch auch einfallen, stets, wenn ihm eine tabellose Reichsbanknote in Zahlung gegeben wird, nach Berlin zu reisen, um sich zu überzeugen, ob die Reichsbank-Hauptkasse ihm, wie geschrieben steht, den Betrag bar auszahlt. Wesentlich ist eben nur, daß jede analytische Zeichenoperation in ihrer Anwendung auf Größenbeziehungen einen bestimmten Gedankeninhalt repräsentirt und daß zwar nicht das „Rechnen“ an sich, also das mechanische Operiren mit gewissen Symbolen, wohl aber die Auflösung jener Operationen in ihrem Gedankeninhalt auch wirkliche Einsicht in das Zustandekommen des Endergebnisses verschafft. Es wäre nicht schwierig, Das an einfacheren Fällen vollständig durchzuführen. Dagegen soll nicht geäußert werden, daß mit zunehmender Komplikation der Probleme die Schwierigkeit und Weitausläufigkeit der gedanklichen Analyse ins Ungemeßene wächst. Das Gebiet, über das die Sprache der Analysis ihre Macht erstreckt, ist zwar ein relativ begrenztes: doch innerhalb ihres Gebietes ist sie der gewöhnlichen Sprache so unendlich überlegen, daß diese schon nach wenigen Schritten aufgeben muß, ihr bis ans Ziel zu folgen. Der Mathematiker aber, der in jener wunderbar kondensirten Sprache zu denken versteht, ist vom mechanischen Rechner himmelweit verschieden.

Nach dem bisher Gesagten darf man sich nicht darüber wundern, daß Schopenhauer von dem allgemeinen Bildungswerth der Mathematik eine überaus geringe Meinung hat. Im Anschluß an eine Abhandlung des schottischen Philosophen Hamilton, *) auf die ich noch zurückkommen werde, gelangt er zu dem folgenden, für die Mathematik nicht eben schmeichelhaften Endergebniß: Der einzige unmittelbare Nutzen, welcher der Mathematik gelassen wird, ist, daß sie unetere und flatterhafte Köpfe gewöhnen kann, ihre Aufmerksamkeit zu fixiren. „Sogar Cartesius, der doch selbst als Mathematiker berühmt war, urtheilt eben so über die Mathematik. In der *Vie de Descartes* par Baillet 1693 heißt es, Liv. II, ch. 6, p. 54: Seine eigene Erfahrung hatte ihn von dem geringen Nutzen der Mathematik überzeugt, zumal wenn man sie nur wegen ihrer selbst treibt . . . Nichts erschien ihm zweckloser, als mit bloßen Zahlen und eingezeichneten Figuren sich zu beschäftigen und so fort.“

Ich kann nicht verhehlen, daß ein so vernichtendes Urtheil gerade aus dem Munde eines bahnbrechenden Mathematikers und auch sonst so vielseitigen und tiefen Denkers wie Descartes einst einen großen Eindruck auf mich machte. Es war mir daher ein wahrer Trost, als ich gelegentlich entdeckte, daß auch dieses Citat auf einer Fälschung beruht. Durch Verstümmelung des Zusammenhanges hat es Schopenhauer wahrhaftig fertig gebracht, den wahren Sinn von Descartes' Urtheil in das vollkommene Gegentheil zu verwandeln. Zwischen

*) William Hamilton (1788 bis 1856), seit 1836 Professor der Logik und Metaphysik an der Universität Edinburg. Die fragliche Abhandlung in Form einer Rezension von Whewells Schrift: „Thoughts on the study of mathematics as a part of a liberal education“ (1835) erschien zunächst anonym in der *Edinburgh Review*, Vol. 62 (1836), p. 409—455; später in einer Sammlung von Abhandlungen des genannten Verfassers. Deutsche Uebersetzung (gleichfalls anonym) unter dem Titel: „Ueber den Werth und Unwerth der Mathematik“ (Kassel 1836).

den beiden von Schopenhauer citirten Sätzen steht in Baillets Descartes-Biographie die Bemerkung, daß zu einer gewissen Zeit, nämlich 1623, Descartes aufhörte, sich mit Mathematik zu beschäftigen. Zur Motivirung dieser Thatfache folgt dann der zweite von Schopenhauer angeführte Satz: „Nichts erschien ihm zweckloser, als mit bloßen Zahlen und eingebildeten Figuren sich zu beschäftigen“, aber mit dem von Schopenhauer unterdrückten Zusatz: „ohne seine Blicke weiter zu richten“, — einer Einschränkung, durch die jener Hauptsatz schon an und für sich eine ganz andere Bedeutung bekommt. Dann, nach einer Bemerkung des Inhaltes, daß Descartes die mathematischen Beweise — wohl gemerkt: die mathematischen Beweise jener Zeit — oberflächlich und unzulänglich fand, heißt es weiter: „Aber man darf sagen, daß er das Spezialstudium der Arithmetik und Geometrie nur aufgab, um sich ganz der Beschäftigung mit jener allgemeinen, aber wahren und unfehlbaren Wissenschaft hinzugeben, die von den Griechen scharfsinnig *Mathesis* (Das heißt: Wissenschaft überhaupt) genannt wurde und die alle mathematischen Disziplinen als Theile enthält. Er behauptete, daß diese Spezialkenntnisse sich mit Verhältnissen, Proportionen und Maßbeziehungen beschäftigen müßten, wenn sie den Namen Mathematik verdienen sollten. Und er schloß daraus, daß es eine allgemeine Wissenschaft gebe, zur Aufklärung aller Fragen, die man in Bezug auf Verhältnisse, Proportionen und Maßbeziehungen stellen könnte, sofern man diese als losgelöst von jeder Materie betrachtet; und daß diese allgemeine Wissenschaft mit vollem Rechte den Namen *Mathesis* oder Allgemeine Mathematik tragen dürfte, weil sie Alles in sich enthält, was innerhalb unserer sonstigen Kenntnisse den Namen Wissenschaft und Mathematik verdient. Hierin liegt die Lösung der Schwierigkeit, die man darin finden müßte, anzunehmen, daß Descartes gänzlich auf die Mathematik verzichtet haben sollte, — zu einer Zeit, wo es ihm nicht mehr frei stand, darin unwissend zu sein.“

Mit dieser auf das Jahr 1623 bezüglichen Aussage vergleiche man nun die Thatfache, daß Descartes im Jahr 1637 seine berühmte „Geometrie“ publicirte, jenes Werk, das eben die früher erwähnten Fundamente der analytischen Geometrie enthält und eine der wichtigsten Grundlagen unserer modernen Mathematik bildet. Wie sehr Descartes der Neuheit und Tragweite seiner Erfindung sich bewußt war, beweist folgende Stelle aus einem seiner Briefe (an Vater Merenne): „Es ist mir recht peinlich, mich selbst loben zu müssen. Aber da nur wenige Leute fähig sind, meine Geometrie zu verstehen, und da Sie mich nun einmal fragen, was ich von ihr halte, so scheint es mir angemessen, Ihnen zu sagen: Sie ist genau so, daß ich nichts mehr wünsche. In meiner Dioptrik und der Schrift über die Metre habe ich wohl den Leser zu überzeugen versucht, daß meine Methode besser sei als die bisher übliche; aber ich behaupte, durch meine Geometrie Das wirklich bewiesen zu haben.“ Und nachdem er hervorgehoben, daß die Tragweite seiner Methode alles Frühere weit übertreffe, fügt er nach Erwähnung der hauptsächlichsten zeitgenössischen Produktionen hinzu: „Keiner dieser Modernen hat Etwas zu Stande gebracht, das nicht schon die Alten gekannt haben.“ Ueberhaupt richtet sich Alles, was er gelegentlich an der Mathematik auszusprechen scheint, niemals gegen diese selbst, sondern immer nur gegen ihre mangelhafte Behandlung. Arithmetik und Geometrie erklärt er ausdrücklich

für die einzigen Wissenschaften, die nichts Falsches oder Ungewisses enthalten: nur an den Autoren, die sich damit befaßt hätten, sei Mangelerei auszusprechen und nur sie treffe die Schuld, wenn gerade viele gut beanlagte Geister diese Wissenschaften als leere und kindische Spielereien verachtet oder nach wenigen Anfangsversuchen wieder aufgegeben hätten.

Daß Schopenhauer trotz Alledem gewagt hat, die, en großen Mathematiker als einen seiner Eideshelfer für den Unwerth der Mathematik zu citiren, muß als eine unerhörte und nichtswürdige Geschichtsfälschung bezeichnet werden.

Charakteristisch für das unglaublich niedrige Niveau, auf das Schopenhauer bei seinem Feldzuge gegen die Mathematik herabsinkt, ist der Umstand, daß er die schon erwähnte Abhandlung Hamiltons als „eine sehr gründliche und kenntnißreiche“ dringend empfiehlt. Ihr Ergebniß nämlich, daß die Mathematik der allgemeinen Ausbildung des Geistes keineswegs förderlich, sogar entschieden hinderlich sei, werde „nicht nur durch gründliche diacritologische Untersuchung der mathematischen Geistesthätigkeit dargethan, sondern auch durch eine sehr gelehrte Anhäufung von Beispielen und Autoritäten befestigt.“ Ich kann es mir, um den Geist der so dringend empfohlenen Schrift zu kennzeichnen, nicht versagen, einen großen Theil jener „Autoritäten“ wenigstens zu nennen: Ariston von Chios; Philoponus; Proclus; Klump; Kenelm Digby; Sorbivère; Poiret; Buddeus*); Barbeyrac; Salat; Kirwan; Monboddo; Gumbel und Andere. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich vor der Lecture der hamilton'schen Abhandlung keine einzige dieser glänzenden Autoritäten auch nur dem Namen nach kannte; zu meiner Entschuldigung dient vielleicht der Umstand, daß ich einzelne von ihnen sogar nicht einmal a posteriori in den Abreißbüchern der Wissenschaft ausfindig machen konnte. Freilich wird auch eine Anzahl bekannterer Namen ins Treffen geführt: zunächst natürlich, wie es für einen gründlichen Philosophen sich ziemt, die Vor-Euklidiker Sokrates, Plato, Aristoteles; dann Cicero, Seneca, Plinius; Albertus Magnus; der Mystiker und Kabbalist Pico von Mirandola; der Dichter Coleridge; der Historiker Gibbon; Frau von Staël; der Memoirenschriftsteller Walpole; die Philologen Wolf und Bernhardt, — lauter Leute, die keinesfalls durch ein Uebermaß mathematischer Kenntnisse daran verhindert waren, über den Werth der Mathematik sich ein maßgebendes Urtheil zu bilden. Als besonders schwerwiegend erscheinen dann noch der Heilige Augustinus, der die Mathematik „als von Gott abwendend“, der Heilige Hieronymus, der sie als „nicht die Freudenmigkeit lehrend“ erwähnt, während der Heilige Ambrosius erklärt: „Sich mit Astronomie und Geometrie beschäftigen, heißt, die Sache der Erlösung verlassen und die des Irrthums ergreifen.“ Fast noch Schlimmeres freilich läßt uns Hamilton durch den Mund des Mystikers Poiret, „eines der tiefsten Denker seiner Zeit“, vernehmen: „Der mathematische Genius pflegt die Gemüther seiner allzu heftigen Anhänger mit den bössartigsten Reigungen zu erfüllen. Denn er infizirt sie mit Fatalismus, religiöser Gleichgültigkeit, Unglauben, Roheit und einem nahezu unheilbaren Hochmuth.“ Sapienti sat! Und fern sei es von mir, den frankfurter Philosophen um solche Bundesgenossen beneiden zu wollen.

München.

Professor Dr. Alfred Pringsheim.

*) Der Hellkrist Budaeus kann, nach der Orthographie, nicht gemeint sein.

Anzeigen.

Was wissen wir von Jesus? Eine Abrechnung mit Professor Dr. Bouffet in Göttingen. Schmargendorf-Berlin, 1904. Verlag „Renaissance“ (Otto Lehmann). 50 Pfennig.

Niemand denkt daran, Goethes Faust als eine Geschichtsquelle für den historischen Dr. Faust oder den Zarathustra Nietzsche als eine solche für Zarathustra zu verwerthen. Wir suchen vielmehr in der Dichtung den Dichter und sein Leben. Darin liegt ihr historischer Werth und der Schlüssel zu ihrem historischen Verständniß. Auch die Christusbilder der Kirche, bis hin zu den Erzeugnissen modernster Dichtung und Kunst, würden uns leicht den Geist ihrer Schöpfer, ihrer Persönlichkeiten wie ihrer Zeitalter erkennen lassen, wenn nicht die theologische Suggestion nachwirkte, die sie uns als Nachbildungen eines bestimmten historischen Originals erscheinen läßt. Die Frage, ob und wie weit sich in den kirchlichen Christusbildern Spuren einer individuellen Lebensgeschichte auffinden lassen möchten, war ohne Zweifel einst berechtigt; und die kritische Theologie, die dieser Frage nachforschte, ging an eine für die Wissenschaft notwendige Aufgabe. Die kritische Theologie hatte aber diese Aufgabe in dem Augenblick erfüllt, wo sie festgestellt hatte, daß sich hinter den letzten uns zugänglichen Quellen, den Schriften des Neuen Testaments, nichts Positives mehr entdecken läßt, kein noch so schmaler Pfad, der als gangbarer Weg zu einem historischen Modell des Christusbildes betrachtet werden könnte. Daß unsere neutestamentlichen Evangelien in der uns vorliegenden Gestalt nicht wirklich die ersten Entwürfe des Christusbildes geben, steht freilich fest. Aber nichts in der Welt rechtfertigt auch die Vermuthung, daß die älteren Entwürfe, Skizzen und Studien wesentlich anderer Art gewesen seien als das Christusbild, zu dem sich dann diese Vorarbeiten gestaltet haben. Die Frage nach einem historischen Modell wurde aber auch in dem Maße werthlos, wie sich die einzelnen Grundzüge des Christusbildes als Bestandtheile des zeitgenössischen Kultur- und Geisteslebens nachweisen ließen. Damit entstand die neue Aufgabe, hinter den Christusbildern der Kirche die des Neuen Testaments miteingeschlossen, die historischen Kräfte, die diese Bilder geschaffen haben, aufzuspüren. Mögen auch die Persönlichkeiten, in denen diese Kräfte wirksam waren, dem historischen Gedächtniß so gut wie entschwunden bleiben, so mühten doch ihre Werke, eben die Christusdragoedien der Evangelien, als lebende Dokumente ihres Wesens und Willens betrachtet werden. Von diesem Standpunkt aus hatte ich 1902 in meinem „Christusproblem“ die Grundlinien einer Sozialtheologie zu geben und 1903 die Entstehungsgeschichte des Christenthumes zu schreiben versucht. Natürlich wollte die traditionelle Theologie, namentlich die liberal-protestantischer Richtung, von dieser grundsätzlichen Ablehnung ihrer Methode und ihrer Ergebnisse nichts wissen. Nachdem nun Professor Dr. Bouffet in Göttingen noch einmal den Standpunkt der kritischen Theologie gegen meine Schriften zu vertreten unternommen hat, gab mir seine Brochure „Was wissen wir von Jesus?“ Gelegenheit, meine Ueberzeugung von dem rein negativen Resultate der historischen Forschung an diesem konkreten Beispiel zu erhärten und zugleich meine Forderung, das kirchliche Christusbild als religiösen Ausdruck

des Gemeindelebens soziologisch zu erklären, gegen die individualistische Theologie abermals zu begründen.

Bremen.

Pastor Dr. Kalthoff.



Cornelius und sein „Barbier von Bagdad“. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Das Buch klagt an; sein Verfasser aber ist sich der Schwere dieser Anklagen bewußt. Er stellt sie natürlich unter Beweis und wendet sich mit ihm in erster Linie an den Fachmusiker, dann aber auch an ein größeres Forum: nämlich an alle Musikfreunde, die sich, durchdrungen von der Hoheit deutscher musikalischer Kunst, den Wahlspruch Hans Sachsens zu eigen machen: „Ehret Eure deutschen Meister“. Das Buch wurde im Andenken an die große Zeit geschrieben, da in Weimar unter dem Protektorat eines kunstsinigen Fürstenhauses führe Männer Geisteskämpfe schlugen. Es wurde verfaßt zur Erinnerung an Franz Liszt und Peter Cornelius, diesen damals unschuldig so hart vom Schicksal Betroffenen und noch heute hart Geschlagenen. Manche Kämpfe gegen Vorurtheile wurden damals gewonnen, andere führten zu Philippi-Siegen; eine endlich wurde ganz verloren; und gerade diese will mein Buch jetzt zu gewinnen versuchen.

Magdeburg.

Max Hesse.



Claudine Cuchi. Erinnerungen einer Tänzerin. Wiener Verlag.

Die einst gefeierte Tänzerin hat aus ihrer zwanzigjährigen Bühnenaufbahn Erlebnisse veröffentlicht, die viel von sich reden machten. Die Cuchi ist keine Schriftstellerin; sie will sich durchaus nicht literarisch geben, sondern schildert vielmehr in simpler Weise allerlei Erlebnisse auf und außerhalb der Bühne und ihre Begegnungen mit berühmten Persönlichkeiten der Kunstwelt, mit gekrönten und ungekrönten Häuptern. Sie erzählt ungezwungen und frisch von der Ueberweg, mit dem naiven Stolz und Selbstbewußtsein der gefeierten, umschwärmten und verzärtelten Bühnenkünstlerin, die sich, mit einem Wächeln auf der Lippe, viele Jahre lang in Männerherzen aller Länder getanzt hat. Ich habe der Uebersetzung den harmlosen, unbefangenen, fast unbeholfenen Plauderton des Originals bewahrt, weil mir gerade darin ein großer Theil des Reizes dieser interessanten und lehrreichen Aufzeichnungen zu liegen scheint.

Wien.

Otto Eizenschij.



Wessenhäuser. Drama in fünf Akten. Von Fritz Tilmann. Wien 1904. Beklag der „Wage“.

Es wird nun bald hundert Jahre her sein, daß der österreichische Historiker Freiherr von Hormayr in vaterländischem Eifer und leidenschaftlichem Ungeßüm, durch Wort und Schrift, durch Aufmunterung und Beispiel, auf die Geschichte Oesterreichs als auf die unausgeschöpfte Hauptquelle für unsere Tragoediendichter hinwies, und es war dem Unermüdligen vergönnt, den Tag zu erleben, an dem seine überschwänglichsten Wünsche durch den schönsten Erfolg gekrönt wurden. Wieder tappen unsere österreichischen Dramatiker rathlos im dichtesten Nebel und ein neuer Hormayr wäre uns sehr willkommen. Zu Hunderten liegen die tragischen Stoffe im Schacht der neueren Geschichte Oesterreichs verschüttet und

harrten der kühnen Schatzgräber, die sie zu heben und ins helle Licht der Bühne zu rücken verstehen. Und nun ist der Fund geglättet. In gesundem Wagemuth setzt ein junges Geschlecht bei der dichterischen Behandlung unserer jugendlichsten Zeit ein, die zugleich der Angelpunkt der neueren Geschichte Oesterreichs ist: beim Jahr 1848. Von je her waren Revolutionen der günstigste Nährboden für die hohe Tragoedie. Warum sollte sie nicht auch gedeihen können auf dem blutgedüngten Feld unserer eigenen Volkserhebung, auf dem Feuerherd unserer eigenen Leidenschaften, auf dem Friedhof unserer eigenen Enttäuschungen? Die Generation der alten Achtundvierziger, die heute im Kussterben begriffen ist, stand diesen gewaltigen Ereignissen noch viel zu nah, war von den sich überstürzenden Ideen der Zeit noch zu sehr erfüllt; viel zu kostbar war diesen Männern die Erinnerung an ihre bewegten Jugendtage, als daß sie gewagt hätten, die Geister der theuren Abgeschiedenen zu neuem Schattenleben heraufzubeschwären. Auch ihre Söhne waren mit diesen Gestalten durch die Erzählungen der Väter noch zu vertraut, wenn sie sich nicht etwa mit Unmuth von einer Epoche abwandten, die sie überholt zu haben glaubten. Erst die Enkel der Kämpfer von damals haben endlich den richtigen Abstand zu diesen Dingen gewonnen, der unentbehrlich ist, um die geschichtlichen Vorgänge so zu meistern, wie sie der Dramatiker meistern muß. Mit großem Geschick ist der unglückliche Messenhauer, auch er ein Dichter und ein Held, ein idealistischer Träumer, der an der harten Wirklichkeit der Thatfachen zerfällt, in den Mittelpunkt der Ereignisse gestellt und in glücklicher Mischung und feiner Abstufung die reiche Fülle historischer und erfundener Personen um ihn gruppiert. Die verschiedenen Strömungen und Ideale der Zeit verdichten sich zu lebendig erfaßten Gestalten, die in den wichtigsten Szenen zu symbolischer Größe und tragischer Wucht emporkwachsen: Führer und Verführte, Tapfere und Feige, Edle und Unehle, Herren und Knechte. Gut gezeichnete Arbeitertypen werden eingeführt; die hochmüthige oder verrohte Soldateska wird scharf gezeichnet; allzu flüchtig ziehen die Studenten an uns vorüber; aber die Aussicht auf andere Revolutionstüde thut sich vor uns auf, in denen die Studenten selbst als die tragischen Helden erscheinen werden. Am Kräftigsten treten die rasch gezeichneten Nebenpersonen hervor: die schnell vorüberhuschende Bürgergasse in der Mitte des vierten Actes beleuchtet blickartig das innerste Wesen einer ganzen Stadt, eines ganzen Volkstammes; tausend fällt die Beichel des Satirikers auf den Rücken seiner Landsleute nieder, wenn auch sein eigenes Herzblut zugleich mit dem Lebensblut der Betroffenen den Boden röthet. Vielleicht wünscht Mancher, daß die Sprache noch tiefer in den Duell des heimischen Dialektes oder den Sumpf des städtischen Jargons untertauchte, damit die warme Begeisterung oder die hohle Phrasenhaftigkeit der Anderen um so stärker sich davon abhobe. Aber die verheißungsvollsten Ansätze zu individueller Charakterisirung sind vorhanden; unsere Tragoedie ringt in heftigem Bemühen nach ihrem neuen Stil. Der heiße Athem der Freiheit weht uns aus dem Stück hinkerhend entgegen, unbekümmert darum, ob er die fahleren Saaten einer ganz anders gearteten Zeit versenge. Das blutige Morgenroth unserer Freiheit verkündet den aufsteigenden jungen Tag unserer vaterländischen Bühne mit goldenem Glanz. Mein tapferes Jung-Oesterreich, sei gegrüßt!

Prag.

Professor Dr. August Sauer.

Starke Männer.

Wieder Beser, der Du von der Herrlichkeit deutscher Volkskraft innig durchdrungen bist: blide milden Auges auf diese Zeilen! Fern sei es von mir, in Tagen, die noch von den ruhmreichen Siegen Kochs und Eberles im Cirkusturnier der besten Ringkämpfer beider Welten widerhallen, einen Zweifel an der Unverwundlichkeit deutschen Lebensmarkes laut werden zu lassen. Deutschland wird nicht untergehen. Die Begeisterung, die den Ringkämpfern deutscher Nation jubelte, scheint mir ein bedeutsames Symbol. Wir haben Koch und Eberle. Wir sind geborgen. Was aber verleihe den kühnen Nackengriffen dieser Landsleute die Weihe? Wiederum nur der Glaube an Deutschlands Größe, den man nach mancherlei Bitternissen und Beschämungen an ihnen aufrichten konnte. Nun ist die Manege wieder leer, der kurze Traum von Redenthum ausgeträumt, und wenn uns ein Möbelpacker begegnet, blicken wir schon seitwärts, aus Furcht, der Anblick könne unsere heiligsten Erinnerungen entweihen. Zurück ins Alltagsleben, zu den Bitternissen und Beschämungen. Mich gehen nur die wirtschaftlichen an. Tropdem fehlt es mir leider nicht an Stoff. Ich habe nicht die Gewohnheit, den einzelnen Fall vorschnell zu verallgemeinern; der Fall des Kommerzienrathes Ribbert junior konnte aber wirklich den Text zu einer Predigt liefern. Ein Teutone vom Scheitel bis zur Sohle; und doch eine Schuldenlast von acht Millionen Mark und der Ruin eines hundertjährigen Hauses, in dem der Vater in Ehren achtzig Jahre erlebt hat. Wo bleibt nach allen Erfahrungen der letzten Jahre der Ruf kaufmännischer Redlichkeit, auf den Deutschland so stolz war? Ribbert ist ja nicht der Erste. Nach dem Aktientaumel sin da siechels wanderten Sanden, Schmidt, Egner, Genz, Terlinden ins Gefängniß. Unvermeidliche Folgen der Ausschreitungen, die periodisch immer wiederkehren: so hieß es. Gut. Nun aber laßt uns im neuen Jahrhundert zum vierten Mal schon der Mai: und nie haben die „Fälle“, in denen bekannte Männer der deutschen Kaufmannschaft und Finanzwelt demaskirt erscheinen, sich so gehäuft wie gerade in dieser Zeit. Der Kriegspanik darf man die Schuld nicht zuschreiben. Nur ein kurzer Sturm wehte über die Effektenmärkte und er setzte nur wahnwitzige Spieler vom Kaliber eines Meyer hinweg, denen, wegen der Größe ihrer Engagements, schon eine winzige Kursdifferenz den Athem rauben konnte. Nicht um Katastrophen handelte es sich, sondern um Verbrechen, die nach langer Hehlung erst ein Zufall ans Licht zog. Früher hatte mans, wenn solche Dinge ruckbar wurden, bequem: die Missethäter waren, Gott sei Dank, fast immer Juden, also Fremdlinge. Zu beklagen war nur, daß die neidischen Nachbarn nicht unterscheiden wollten und Alles, was Deutsch sprach, mit oder ohne Cirkumcision, in die selbe Wolfschucht warf. Jetzt aber sind die Schwindler beinahe ausnahmslos reine Arier und oft aus der Patrizierschicht der „erstklassigen Menschen“. Nicht etwa Sumpflilien, die dem Luderpsahl der neuen Reichshauptstadt entsprossen und schon in der Wurzel vergiftet waren. Nein: gute Bürger aus altem Geschlecht, dessen Name bereits Klang und Geltung hatte, als man noch Schnallenschuhe trug. Viel ist an den Tag gekommen. Wie viel noch nicht? Wie viele Uebelthaten werden nie das grelle Licht der Oeffentlichkeit schauen, weil die Geschädigten fürchten, mit der Veröffentlichung sich selbst noch mehr zu schaden? In stolzer Ueberlegenheit haben

wir Jahre lang auf die Eiterbeulen geblickt, die in anderen Ländern ausbrachen, auf jedes faule Ei, das über die Grenze stank. *Pl dono!* Groß und Klein hielt sich die Nase zu, die als Erker eines deutschen Hauptes an solchen Pestgeruch nicht gewöhnt war. Und nun? .. Doch still; denn Herr Möller spricht. „Es ist meine Pflicht, dahin zu arbeiten, daß Treue und Glaube im Handelsstand herrschen. Auf der hohen Stellung des deutschen Handelsstandes in der ganzen Welt beruht zum erheblichen Theil unsere wirthschaftliche Kraft. Wenn Sie in überseeische Orte gehen, so werden Sie finden, daß dort zum großen Theil die deutschen Häuser die ersten sind und, wo nicht deutsche Firmen die ersten sind, doch in den ersten Firmen auch anderer Nationen zum erheblichen Theil Deutsche die Führer sind. All Das beruht darauf, daß der deutsche Kaufmann im Ruf hoher Ehrlichkeit steht. Das aufrecht zu halten, ist meine Aufgabe, und hieran mitzuwirken, ist meine Pflicht bei diesem Gesetz.“ Der Stil ist der Mann. Ein Handelsminister, der sich nächstens in Amerika feiern lassen will, ist nicht gerade übermäßig klug, wenn er für sein Land ein Weltpatent auf Ehrlichkeit fordert; und nach allem Lug und Trug der letzten Zeit hätte Herr Möller solche Volksversammlungstiraden jetzt vielleicht besser vermieden. Der Schluß seiner Rede über die Novelle zum Börsengesetz wäre dadurch freilich um den hohen Ton gekommen, der ihren übrigen Theilen fehlte. Das wäre aber kein nationales Unglück gewesen. Wenn das Thema in Saint Louis berührt wird, dann, lieber Herr Möller, überlassen Sie die Aufgabe, das Lob deutscher Treue zu singen, gefälligst den Yankee. Es macht sich wirklich nicht gut, wenn man sich seiner besonderen Reinheit rühmt, während der Staatsanwalt rechts und links gegen Lumpen und Pömpchen donnert. Wir wollen Treue und Redlichkeit üben, aber nicht davon reden, wollen thun, als verstehe das Moralische sich bei uns noch immer von selbst.

Der preussische Handelsminister ist kein Froniker, sondern eine ungemein harmlose Seele; sonst könnte man glauben, er habe sich in boshafter Laune das Vergnügen bereitet, gerade bei der Berathung der Börsengesetznovelle einen Lobgesang auf die Ehrlichkeit des deutschen Handelsstandes anzustimmen. Dieses Gesetz trägt ja die Hauptschuld an dem Niedergang unserer Händlermoral. Dabei denke ich nicht etwa an den Differenzeninwand, dessen Lebensmöglichkeiten der redliche Herr Möller verringern will, sondern an die Bestimmungen, die auch ihm Tabu sind. Warum schilt man eigentlich gar so laut die Leute, die den Differenzeninwand erheben? Mit dem Grafen Rauff zur Rechten und dem Stadthaltersten Raempf zur Linken mag man Jaden, der so handelt, über die Achsel ansehen und einen Schurken heißen: wahr bleibt trotzdem, daß der Einwand vom Börsengesetz in der feierlichsten Form sanktioniert worden ist. Ein Gesetz zur Regelung der Prostitution, die auch nicht als sittlich und dennoch recht Vielen als unentbehrlich gilt, setzt jedenfalls voraus, daß es Prostituirte giebt. Mir scheint die Demoralisirung aus einem ganz anderen Theil des Börsengesetzes zu stammen, aus der eigentlichen *partie honteuse*. Ich meine das Verbot des Terminhandels. Das will der nationalliberale Herr Möller dem Vaterland erhalten, während sogar die Herren von Kardorff und von Zedlitz geneigt scheinen, für den Bereich der Industripapiere das Verbot aufzuheben. Seit der Terminhandel verpönt ist, waren unsere Bankiers beinahe zu dem Versuch gezwungen, die Gesetzesvorschrift heimlich zu umschleichen. Das war auf verschiedenen Wegen

möglich. Was im Tageslicht verboten war, wurde im Dunkel getrieben. Aber es kommt noch besser. Das Börsengesetz, das, um den Schein höchster Strenge zu wahren, auch die Bestimmungen über den Mindestnennwerth einer Aktie unverändert ließ, konnte nicht hindern, daß in seinem Geltungsbereich ein schwungvoller Handel in Zwanzigmark-Aktien begann, in Goldshares nämlich, die nicht nur unter englischer, sondern noch öfter unter deutscher Patronanz in die Hände unserer kleinsten Kapitalisten geschmuggelt wurden. Wer heute einen Minenshare von der Gruppe der Dresdener Bank erwerben will, braucht im Palais neben der Hedwigskirche nur partterre anzuklopfen, da, wo das Schild der General Mining and Finance Corporation ihm entgegenleuchtet. Dort haben sie alles Gewünschte zu prompter Lieferung auf Lager. Wer, frage ich, handelt nun unmoralischer: der ruinierte Lump, der die Rechtswohlthat des Differenzeninwandes benützt und sich mit Erlaubniß der hohen Behörde prostituiert, oder Einer, der das Gesetz umgeht und Profite ein'äckelt, die nach Wortlaut und Geist der Vorschrift verboten sein sollen? Winkelprostituirte sind gewiß nicht sauberer als polizeilich konzeffionirte. Doch das Börsengesetz sollte ja auch für die wirtschaftlich Schwachen sorgen. Sollte; wie Jeder sieht, hat es die Großbanken stark gemacht und die Reihen der Kleinen rasch gelichtet. Natürlich: wer das Klippenreiche Gesetz umgehen wollte, mußte seiner Kapitalkraft sehr sicher sein; und so fiel ein großer Theil der Geschäfte den Großen zu, die sich mit dem Depositen der Kundschaft mästen können. Darum war auch die Agitation der Großbanken gegen das Börsengesetz, trotz allem Aufwand an Entrüstung, niemals ganz ernst zu nehmen.

Herr Röller ist Minister für Handel und Gewerbe und hat vielleicht das Bedürfniß, sich bei Männern Rath zu holen, deren Zunftfach die Finanzen sind. Wunder schön. Vor den Freiherren von Rheinbaben und von Stengel aber sei er gewarnt. Den Ruhm des preussischen Finanzministers mehrt die Thatsache sicher nicht, daß er am Vorabend eines Krieges, an dem nicht nur die deutsche Politik, sondern namentlich auch das deutsche Kapital interessiert ist, dem Anleihekonförtium, das Preußen schon so manchen Dienst geleistet hat, 70 Millionen Mark neuer Rente zu einem Kurs auflud, der, wie sich schnell zeigte, viel zu hoch gegriffen war. Als der Minister keine Miene machte, die Banken aus dem Kontrakt zu lassen, tauchte der Gedanke an eine Aktion à la Hochöfen contra Walzwerke (wegen Normirung von Roheisenordres bei veränderter Konjunktur) auf; wer aber hätte, Rittersmann oder Knappe, bei uns zu solchem Beginnen den Muth? Immerhin kann Herr von Rheinbaben lachen: Preußen hat, weil die Regierung schlecht unterrichtet war, ein gutes Zufallsgeschäft gemacht. Ob auch Herr von Stengel heiter gestimmt ist? Als Frucht langer Ueberlegung ist ihm der Plan gereift, den Anleihebedarf des Reiches durch die Emission von dreieinhalbprozentigen Schatzbons mit mehrjähriger Laufzeit zu decken. Klatschet Weisfall, Ihr Freunde! Alldeutschland ist auf dem Niveau des von der Kriegsnoth bedrängten Zarenreiches und der amerikanischen Eisenbahngesellschaften angeiangt, die sich mit langfristigen Wechseln gegen hohen Diskont Geld machen müssen, weil ihnen kein anderes Mittel bleibt. Auf das Geschäft vom Jahr 1900 kann Herr von Stengel sich nicht berufen. Damals handelte der Reichsbankpräsident klug, als er den vom Burenkrieg gehemmten Goldstrom vorsichtig nach Deutschland zu lenken versuchte. Heute ist unser Goldvorrath nicht gefährdet; trotz dem

Krieg hat die Bank von England ihre Rate auf 3 Prozent herabgesetzt und kein Devisenkurs bereitet uns schlaflose Nächte. Wer heute Schatzbons empfiehlt, gesteht selbst seine Schwäche. Weil dreiprozentige Rente auch in mäßigen Beträgen nicht mehr anzubringen ist — der Kurs ist wieder unter 90 gesunken! —, kauft man verschämt nach dreieinhalbprozentigen Bons, nach einem Mittel also, das aufs Haar einer zeitweiligen Konvertirung nach oben gleicht. Geistreich mag's Mancher finden — ich nicht —, schon ist's aber jedenfalls nicht; und wir haben nicht den geringsten Grund, stolz auf die Frucht zu sein, die vom Stengel fiel, als der Wind ihn bewegte.

Und wie sieht's in der Industrie aus? Leben uns da noch Helden? Wir wollens hoffen. Freilich: Herr Kamp, der tapfere Direktor des „Rhönig“, der gegen den ganzen Bankentrost seine Burg bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen wollte, ist nun ein überwundener Mann und verläßt seinen Posten; der Rhönig ist in den Käfig des Stahlwerkverbandes gestattert. Das war zu erwarten und geschah über Erwarten früh, weil klug: Leute verstanden hatten, die Aktienmehrheit in ihre Hand zu bekommen. Auch über der Besche „Freie Vogel und Unverhofft“, der einzigen, die der Lockung ins Kohlsyndikat noch nicht gefolgt war, weht nun die weiße Fahne. Pater Kirdorf, peccavi! Ein wahres Glück, daß wir Koch und Eberle haben; zwei starke Männer blieben uns im deutschen Land. Oder sind es am Ende doch mehr? Unsere Wirtschaft hat ja eben wieder einmal ihre Unverwundlichkeit ad oculos so glänzend erwiesen, daß jede morose Anwandlung weichen muß. Diesen Beweis sehe ich natürlich in der Emission von 30 Millionen Pfandbriefen der guten alten Preussischen Hypothekbank; alle Großen der Behrenstraße waren als Patzen geladen. Der Subskriptionspreis dieser Vierprozentigen war 102 $\frac{1}{2}$ %. Solchen Kurzes braucht sich auch die allermaekelloseste Hypothekbank nicht zu schämen; und die Preussische hat doch mehr durchgemacht als selbst die selige Katinka. Drei Jahre und etliche Monate haben genügt, dieses Institut, das Ende 1900 im besten Mannesalter unter furchtbarem Wlgen und Donnern zusammenbrachte, wieder aufzurichten, so daß es, als sei nicht das Geringsste geschehen, nun wieder papierne Werthe schaffen kann, deren Preis nicht die kleinste Konzeßion an Massenurtheile verräth. Bravo! Schwäche wäre in solchem Fall Verbrechen. Stehen nicht die Unterschriften aller großen Banken auf dem Prospekt? Sogar die — jetzt von der Deutschen Bank angekaufte — Berliner Bank ist dabei. Mehr kann der Kapitalist, der sein Geld in Preussenspfandbriefen anlegen will, wirklich nicht verlangen. So darf man, nach einer kurzen Zeit eruster Prüfung und Väterung, über die Pforte der Preussischen Hypothekbank denn das Trostwort schreiben: Resurrexit! Und wem ist diese Auferstehung zu danken? Der ehlen Sittenstrenge unserer Hauts Finanzes, die im kritischen Augenblick die Eiterbeule des Sandenschwindels mit fester Hand aufstach, selbstlos das schwere Werk der Heilung begann und in rührender Brüderlichkeit sich nun des Rekonvaleszenten annimmt, der schon wieder den ersten Schritt ins Freie wagen darf. Provision Nebenache. So lange die deutsche Wohlfahrt auf solchen Pfeilern ruht, kann ihr kein noch so langer Moller schaden. Ja, wir haben nicht nur im Cirkus noch starke Männer, die „schießen“ können. Auch schwache freilich; und wunde Stellen genug. Was thut's? Wir kommen schon darüber hinweg. Per aspera ad astra. Zu Deutsch: je mehr Widlen, um so besser schmeckt der Gorgonzola. Dis.

Notizbuch.

Generalleutenant von Trotha, der trierer Divisionär, geht als Oberbefehlshaber der deutschen Truppen nach Südwestafrika. Nach einer Konferenz, die zwischen den verschiedenen Reisen des Kaisers im Neuen Palais stattfand, wurde er — wie behauptet wird, gegen den Rath des Kanzlers und des Generalstabschefs — für diesen Posten ausersehen. Eine vorzügliche Wahl, lasen wir in der Presse; denn Herr von Trotha war in Ostafrika und in China, wird sich also schnell in die Verhältnisse des Hererokrieges hineinfinden. Wir wollen hoffen. Die neue Wahl ist jedenfalls besser als die frühere; der kränkelnde und, trotz seinem Namen, corpulente Oberst Dürer, der seines Dienstlebens größeren Theil in Adjutantenstellungen verbracht und vielleicht gehofft hat, Generaladjutant des künftigen Großherzogs von Baden zu werden, da er dem Erbgroßherzog lange als persönlicher Begleiter attached war, erschien für Südwestafrika so ungeeignet, daß seine Ernennung in der Armee ungreiflich genannt wurde. Ob Herr von Trotha nicht besser als Reservemann für Ostafrika aufzusparen gewesen wäre, wo es unter den Schwarzen bedenklich gähren soll? Diese Frage kann der Laie stellen, aber nicht beantworten; er weiß nur, daß Herr von Trotha ein schon lange von höchster Gunst bestrahlter Offizier ist, dem, gegen den Wunsch des kommandirenden Generals von Klipping, eine Division gegeben wurde. Er hatte in China eine Brigade geführt, kam dann als Brigadier nach Torgau und wurde schon nach einem Jahr Divisionär, trotzdem der General von Klipping — dessen Abschied damit in Verbindung gebracht wurde — ihm die Qualifikation verweigerte. Jetzt soll er mit diktatorischer Vollmacht bekleidet werden; und er wird sich gewiß bemühen, solches Vertrauen nicht zu enttäuschen. Die in Ostafrika gesammelten Erfahrungen werden ihm nicht allzu viel nützen, da die Verhältnisse im Westen ganz anders sind. Der nun zum Abschied gezwungene Oberst Deutwein hätte, als Kenner von Land und Leuten, wenn ihm die nöthige Truppenzahl zur Verfügung gestellt worden wäre, vermuthlich nicht weniger geleistet, als der neue Mann leisten wird. Auf den Namen des Oberbefehlshabers kommt es nicht so sehr an wie auf den Entschluß, Soldaten und Pferde in genügender Anzahl hinüberzuschicken. Die Ernennung zeigt, daß man in Berlin an eine rasche Beendigung des Hererokrieges nicht mehr glaubt; denn Herr von Trotha wird erst im Juni in Swakopmund landen. Warum wurde diese Ernennung, wenn man sich von ihr Etwas versprach, so lange hinausgeschoben? Warum nicht jetzt wenigstens sofort auf Schnelldampfern die nöthige Verstärkung hinübergeschafft? Der Kaiser, sagt man uns, ist ja eben erst aus dem Mittelmeer heimgekehrt; und Ihr seht, „wie rasch seine persönliche Initiative eingriff.“ Sehr schön gesagt; durch die Vergnügungsrufen des Kaisers darf aber keine irgendwie wichtige Entscheidung auch nur um Stunden verzögert werden. Seit dem Spätherbst ist unsere südwestafrikanische Kolonie im Kriegszustand und schon sind in den Kämpfen gegen die Hereros mehr deutsche Offiziere gefallen als im vierundsechziger Feldzug. Die Eltern, Witwen und Waisen der Gefallenen können sich nicht einmal mit der Gewißheit trösten, daß all diese Opfer unvermeidlich waren: sie wären zum beträchtlichen Theil vermieden worden, wenn der berliner Apparat nicht völlig versagt hätte. Und der Reichstag schweigt; die feige Mehrheit findet kein armes Wörtchen gegen eine Regierung, die so beschämende Zustände zu verantworten hat. Und während deutsche Menschen drüben verbluten, werden im Deutschen Reich Denkmale enthüllt und Feste gefeiert.

Auch dieser Festglanz ist nicht immer ohne Strapazen zu erreichen. Am ersten Mai wurde bei Mainz die neue Rheinbrücke eingeweiht. Vierzehn Tage, drei Wochen vorher hatten die Garnisonen von Mainz, Wiesbaden, Biebrich auf dem Festplatz in Gegenwart der Vorgesetzten (sogar des kommandirenden Generals) die Aufstellung und den Parade-marsch zu üben. Dazu läßt die zweijährige Dienstzeit also Muße. Der erste Mai fiel diesmal auf einen Sonntag. Den soll der Soldat eigentlich frei haben. Am ersten Mai 1904 marschirten zwei Jägerbataillone und eine Feldartillerieabtheilung morgens um neun Uhr nach Mainz; sie waren erst gegen vier wieder in ihrer Kaserne. Noch etwas später kehrten die Dreizehnten Husaren, die den Kaiser als Ehrengarde nach Wiesbaden begleitet hatten, in ihr Standquartier zurück. Von sechs Uhr früh an hatten die Truppen mit der Herrichtung der Sachen zu thun; die Husaren und Feldartilleristen mußten nach der Heimkehr dann zunächst die Pferde füttern und putzen. Wann haben diese Soldaten zu Mittag gegessen? Wann dem sonst so stark betonten religiösen Bedürfnis genügt? Und muß eines Festes wegen die Sonntagsruhe wegfallen, die dem Erwerbsmann des Bürgers durch ein strenges Gesetz aufgezwungen ist und nach der sich der von harter Dienstpflicht geplagte Wehrmann die ganze Woche lang sehnt?

* * *

In Karlsruhe wurde der Kaiser vom Oberbürgermeister mit einer Rede begrüßt, in der auch der südwestafrikanische Krieg erwähnt war. Der Kaiser ging darauf nicht ein; er antwortete: „Der freundliche Empfang der hiesigen Bevölkerung reicht sich würdig an die vielen schönen Empfänge, die ich in Italien gefunden habe. Manche an mich gerichteten Ansprachen und Depeschen und manches Denkmal der Kunst liegen vor meinen Augen die Zeit Friedrichs des Zweiten wieder erstehen“. Friedrich der Staufer, der schon als vierjähriger Knabe die Krone von Sizilien geerbt hatte, kam unter so ganz anderen Umständen ins Italerland, daß der Vergleich nicht zu empfehlen war. Die Italiener haben ihn denn auch unfreundlich aufgenommen. Sie haben ferner darüber geklagt, daß der Kaiser, der seinen Besuch in Bari, Barletta und zwei anderen Orten angekündigt hatte, plötzlich nach Venedig ging und den Städtchen absagte, die für den Empfang bereits viele Tausend Lire ausgegeben hatten. Nach Venedig fuhr der Kaiser, um die Gräfin Morosini zu besuchen, die früher als die schönste Frau Italiens gepriesen wurde; und ehrte die ihm befreundete Dame während seines zweitägigen Aufenthaltes in ungewöhnlicher Weise. Für das Bankett, das er ihr an Bord der „Hohenzollern“ gab, hatte er selbst das Musikprogramm bestimmt; die Anfangsbuchstaben der während der Tafel gespielten Stücke bildeten den Namen Morosini. Diese Auszeichnungen hatten, nach der vorhergegangenen Zeitungsheke, verstümmelt; die Gräfin wurde in der sozialdemokratischen Presse mit kosthaften Auspielungen beschimpft, es kam zu Straßenkandalen und vor San Marco zu einer Massendemonstration gegen die Familie Morosini. Das Militär mußte einschreiten und fünfzig Menschen wurden verhaftet. Die Lecture italienischer Zeitungen war in den letzten Wochen für den Deutschen kein Vergnügen; nie ist in der Presse eines uns verbündeten Landes der Kaiser so gräßlich beleidigt worden. Unser so wahrhaftiges wie offizielles Depeschensbureau aber meldete: „Der Empfang in Venedig bildete den glänzenden Abschluß der schönen Reise. Das italienische Volk brachte hier, wie auf der ganzen Fahrt, in Neapel, in Unteritalien und auf Sizilien, dem Kaiser seine lebhaften Sympathien in lebenswürdigster Weise dar. Der Kaiser ist vom Verlauf der Reise überaus befriedigt.“

Leider sind die Italiener nicht ganz so sehr. Graf Bälow hat, bevor er zur Leitung der auswärtigen Politik des Reiches nach Berlin berufen wurde, nie auf einem wichtigen Posten gestanden. Aber er war Botschafter in Rom; und Italien, hieß es immer, kennt er wie seine Tasche. Wenn er es kennt, mußte er einsehen, daß der Kaiser gerade in den Tagen, die Herr Voubet als Gast des Königs Viktor Emanuel in Italien verlebte, nicht italienischen Boden betreten durfte. Die Italiener freuten sich, endlich nach Herzenslust für Frankreich demonstrieren zu können, und wurden nerods, wenn sie sahen, daß zur selben Zeit an ihrer Küste der stärkste Monarch des seligen Dreibundes sich in den Städten sehen ließ. Das konnte in Paris wie bewußte Absicht wirken. Um so lauter jubelte man deshalb Herrn Voubet zu. Einer Konkurrenz in Empfängen sollte ein Deutscher Kaiser niemals ausgefetzt sein. Ueberhaupt sollte man sich nachgerade entschließen, solche „Empfänge“, die oft durch die Umstände erzwungen und politisch stets völlig werthlos sind, aus dem Bereich ernsthafter Erörterungen zu verbannen.

* * *

Nach zweijähriger Voruntersuchung und fünfzigtägiger Hauptverhandlung, nach sechs Plaidoyers und etlichen Repliken und Dupliken wurde im Juli 1903 der Prozeß gegen die Direktoren der Pommernbank verlag, weil die Richter erklärten, ihr Gewissen verbiete, auf das schwankte Ergebniß der Hauptverhandlung ein Urtheil zu bauen. Sie „fühlten sich verpflichtet, die materielle Wahrheit zu ermitteln und dabei weder nach oben noch nach unten zu sehen“. Jetzt wird in Moabit wieder gegen die Herren Schulz, Romeid und Genossen verhandelt. Aus dem Prozeßbericht: „Angellagter Schulz: Unsere Bank war zur Hofbank ernannt worden. Vorsitzender: Wann war Das? Schulz: Im Oktober 1900. Vorsitzender: Können Sie uns auch die Gründe sagen? Schulz (nach einigem Besinnen): Rein. Angellagter Romeid: Die Gründe sind uns nicht bekannt. Vorsitzender: Nun, dann verlassen wir diesen Punkt.* Öffentlich nicht für immer. Wir möchten sehr gern hören, warum die Aufsichtbehörde in der kritischen Zeit gegen alle öffentlichen Warnungen taub blieb, für welche besonderen Verdienste Herr Direktor Schulz, gegen den Rath der Kaufmannschaftsvorstände, zum königlich preussischen Kommerzienrath ernannt und auf welchem Wege der privilegirende Titel „Hofbank der Kaiserin“ erworben wurde. Das gehört zur Sache. Oder ist nicht der Rede werth, daß ein morsches Institut mit der „Staatsaufsicht durch die königlich preussische Regierung“ Reklame machen und sich mit dem Wehzeichen einer „Hofbank Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin“ schmücken durfte? Den Nimbus des Hoftitels hat den Herren Schulz und Romeid der Freiherr von Mirbach verschafft, der Oberhofmeister und Kabinettschef der Kaiserin. Und als dieser Titel ihnen sicher war, ließen die jetzt Angellagten in die Kasse des kleinen Journals, das damals dem Freiherrn von Mirbach sehr ergeben war, fünfzigtausend Reichsmark fließen. Der Oberhofmeister braucht immer Geld; nicht für sich natürlich, sondern für Kirchenbauten und fromme Stiftungen ähnlicher Art. Er ist unermüdlich im Dienst des höchsten Herrn und der Allerhöchsten Herrin. Und Herr Schulz will eine Million für „wohlthätige Zwecke“ verwendet haben. Rein, Herr Vorsitzender: wir wollen diesen Punkt noch nicht verlassen. Im Interesse der Angellagten und in seinem eigenen Interesse muß der Freiherr von Mirbach als Zeuge vernommen werden.